

ARCHITEKTUR UND
VERBRECHEN

BDA 1.11

INHALT

- | | | | |
|----|--|----|---|
| 4 | Ein Wort voraus
<i>Monica Hoffmann</i> | 27 | Denn sie tun nicht,
was sie wissen
<i>Roberto Gonzalo</i> |
| 6 | Architektur und Verbrechen?
<i>Christoph Hackelsberger</i> | 30 | Contra |
| 11 | Architektur und Gewalt
<i>Cornelius Tafel</i> | 34 | Kritik der Kritik VII
<i>Gerhard Matzig im Gespräch</i> |
| 12 | Singende Steine
<i>Wilhelm Kücker</i> | 40 | Vom Bauen |
| 13 | Es geschah am helllichten Tag
<i>Erwien Wachter</i> | 46 | Sieben Fragen an
<i>Peter Bohn</i> |
| 18 | Schuldig oder unschuldig? Die
Farbe Weiß in der Architektur
<i>Monica Hoffmann</i> | 48 | BDA |
| 23 | Die besten Köpfe – eine
Anatomie des Verschwindens
<i>Michael Gebhard</i> | 50 | Seitenblicke |
| | | 54 | Lesen – Lust und Frust |
| | | 56 | Persönliches |
| | | 60 | Notiz |

EIN WORT VORAUSS

Natürlich ist der Themenschwerpunkt provokant. Und selbstverständlich kann Architektur das Recht nicht brechen. Und überhaupt ist die Architektur für sich genommen nicht verbrecherisch. Aber: Gebaut wird von und für Menschen, woraus sich ein Bezug von Architektur zum Verbrechen ergeben kann.

Schuldig machen sich Diktatoren, die das Bauen zur Festigung ihrer Macht einsetzen und dies auf Kosten der Bevölkerung. Christoph Hackelsberger befasst sich mit einigen besonders drastischen Fällen (Seite 6). Wie unterdrückte Gewalt architektonisch umgesetzt werden kann, beschreibt Cornelius Tafel exemplarisch an einem Werk Michelangelos (Seite 11). Wilhelm Kücker schildert den Fall des Architekten Fernand Pouillon, der im Gefängnis sein bewegendes Buch über die Entstehung des Zisterzienserklosters Le Thoro-

net schrieb (Seite 12). Nicht nur Gefängnisse sind Aufenthaltsorte für Verbrecher. Vorher haben sie in anderen Gebäuden gewohnt und gearbeitet und das nicht selten in modernster Architektur. Zumindest in deutschen Fernsehkrimis, wie Erwin Wachter bemerkt (Seite 13). Und wann die Farbe Weiß ihre Unschuld in der Architektur verliert, untersucht Monica Hoffmann (Seite 18).

Michael Gebhard und Roberto Gonzalo denken in die Zukunft und daran, was ihr geopfert wird, wenn wir so weiter machen wie heute. Michael Gebhard befürchtet ein Mittelmaß in zukünftigen Architektur- und Städtebauleistungen, wenn junge ambitionierte Architekten in ihren Entwicklungschancen Opfer der VOF-Verfahren werden (Seite 23). Roberto Gonzalo schließlich stellt die permanent stattfindende, jedoch unreflektierte

energetische Optimierung beim Errichten eines Gebäudes an den Pranger und fordert ein radikales Umdenken zum Selbstverständnis des Bauens (Seite 27).

Und was ich immer schon einmal sagen wollte: Ich empfinde es mehr als unrecht, wenn der Begriff Architektur und der Titel Architekt missbraucht werden. „Architektur des neuen Lokaljournalismus“ beispielsweise oder „Architekt des Euro“, beides hat mit gebautem Raum wirklich nichts zu tun. Sogar die „Architektur des Verbrechens“ ist zu finden, in der es um die Geschichte der „Cosa Nostra“ geht.

Monica Hoffmann

ARCHITEKTUR UND VERBRECHEN

ARCHITEKTUR UND VERBRECHEN?

Christoph Hackelsberger

Feststellung: Bauen, also auch Architektur war seit Anbeginn Verbrechen. Erläuterung: Solange die Horde hungrig nach Nahrung jagte, von Lager zu Höhle und wieder zu Lager, gab es nur Mundraub, Frauenraub, Fellraub. Das alles waren Vergehen, keine Verbrechen. Mit dem Bauen aber, mit der Sesshaftigkeit, mit Grund und Boden, begann der eigentliche Ernst des Lebens, der Besitz und damit das Verbrechen.

Pierre Joseph Proudhon gelang 1840 ein einmalig knappes Bonmot (in „Qu'est-ce que c'est que la propriété?“), eine Wahrheit, die da heißt: „La propriété c'est le vol“ oder frei

übersetzt „Besitz ist Verbrechen“. Besitzer schützen und mehren Besitz, sie entwerfen Tempel und Burgen, später Schlösser, zuletzt Verwaltungsgebäude. Merke: Hordenjäger jagt und frisst, Eigentümer hortet und baut.

Am Bau, auf dem Acker, in der Werkstatt – irgendwo muss gestaltförderndes Eigentum ja erwirtschaftet werden – mühten sich die Unterlegenen des Systems. Die Nutznießer lösten sich ab. Pharaonen, Priester und Beamte in Ägypten, Grundherrschaften von Latifundien mit Sklavenwirtschaft in Rom, tausend Jahre Feudalwirtschaft, Beter, Reiter über Bauern, in West- und Mitteleuropa. Endlich 1840 kommt Proudhon mit seiner erleuchtenden Aufforderung zu Gerechtigkeit und gegenseitiger Hilfe. Ändern tut sich nichts.

Varia Exempla

Nach Avignon und Schisma, nach den Konzilien in der Hälfte des 15. Jahrhunderts in Konstanz und Basel geriet Rom wieder mit Macht ins Blickfeld der Päpste. Die Stadt war tief gesunken. Sie hatte nur noch 25.000 Einwohner, das war ein Prozent der augustäisch-tiberianischen Bevölkerung. Der stets aufsässige Stadtadel war endlich entmachtet. Das eröffnete Spielräume. Rom galt noch immer als caput mundi, die Stadt der Städte des Petrus und seiner Nachfolger. Unauslöschlich.

Was fällt einem Herrscher, einem pontifex maximus, ein als Zeichen des Neubeginns? Er baut. Aus Florenz kamen die Meister der Paläste, der Kirchen und wunderbaren Plätze ins verwüstete Rom. Es entstanden all die Wunder der Renaissance und des Barock. Man

setzte ganz auf Größe. Nach eiligem Besinnen brach man die konstantinische Petersbasilika, die Grablage des hl. Petrus, das Heiligtum der lateinischen Christenheit, zunächst zu Teilen ab. Man begann mit dem Neubau des Chors, dem folgten 40 Jahre Streitereien und Stillstand samt Sacco di Roma (1527). 1546 baute Michelangelo, ohne Antonio da Sangallo Modell zu würdigen, weiter. Es entstand, als Zwischenergebnis, der fabelhafte überkuppelte Zentralbau, dem der geniale Maderno 1607 bis 1613 sein Langhaus anfügte und dergestalt den gewaltigen Bau für die Weltkirche glorreich praktikabel machte. Über all dies gibt es dicke Bücher.

Wo versteckt sich nun in solcher Architektur von so viel überwältigender Pracht und Größe, bei solchem Ruhm, solcher Bewunderung das Verbrechen? Das ist erst aus größerem zeitlichen Abstand zu begreifen. Die römisch-katholische Kirche hatte seit der Zeit, als sie Staatskirche wurde, also im 4. und 5. Jahrhundert, allerhand Grünspan angesetzt. Da wurde zwar nach Jahrhunderten tiefgreifend reformiert, aber der Mensch hält so viel hohen ethisch-moralischen Anspruch nicht lange durch (man denke an Cluny, die Zisterzienser). Es wurde wieder Gott verwaltet, besteuert, Simonie und Nepotismus betrieben, gesündigt

ohnehin. Auf Abweichungen reagierte die Curie machtbewusst und unterdrückte blutig. Man denke nur an die Katharer, die Waldenser, später die Hussiten, allesamt Tiefgläubige, die ihre Seeligkeit und Gottes Reich sehr ernst nahmen, aber eben Abweichler. Man merzte sie, wenn möglich, aus. Die Erwirtschafter der kirchlichen Einkünfte, „Arbeiter im Weinberg des (der) Herrn“, fragten sich immer beunruhigter, ob all das Gottes heiligem Willen entspreche. Inzwischen konnten ja auch viele die heiligen Quellen lesen. Da las man vieles anders. Dazu kam immer weiter und verstärkt der Stellenkauf, die Liederlichkeit der Priester, die krasse Unbildung des niederen Klerus. Als nun zu allem hin die römische Bauwut zum Himmel hochkochte, Geld in Massen beigetrieben wurde und die Ablasszettel Seelenheil zu steigenden Preisen und garniert mit frechen Sprüchen dem gemeinen Volk angedient wurden, war der Ruf nach Kirchenreform überlaut. Luther, Zwingli, Melancton, die Humanisten, alle sahen die Notwendigkeit, Religion wieder nach der Schrift ernst zu nehmen.

Um es kurz zu machen, Architekturversessenheit und der damit verbundene massenhafte Geldhunger verursachten, wenn auch keineswegs allein, die Spaltung der abendländischen Christenheit in Protestanten und Katholiken. Man konnte längst in Stadtbürgerkreisen und auch im Handwerkerstand die Bibel lesen und die verderbten Wahrheiten überprüfen. Alles war in Aufruhr. Zunächst führte nach vielen Jahrzehnten solche Spaltung zur Katastrophe des entsetzlichen 30-jährigen Krieges und zuletzt wirkt sie bis heute. Glanz der römischen Weltarchitektur, ein Verbrechen an der zweifelnden, oft verzweifelnden abendländischen Christenheit.

Ludwig XIV, der Sonnenkönig

Um seiner absoluten gloire willen wirkt dieser im Alter von fünf Jahren 1643 gekrönte, zunächst von seiner Mutter und klugen Vormündern gelenkte, seit 1657 als Alleinherrscher strahlende Potentat bei aller Gemessenheit maßlos. Kaum überschaubar ist die Zahl seiner Kriege in fast alle Himmelsrichtungen, welche durch seine Propagandisten, so sie nicht ohnehin bisweilen günstig verliefen, zu herrlichen, durch Triumphbögen gefeierten Siegen umgemünzt wurden. Er strebte nach der Heiligen Römischen Kaiserkrone, erfolglos. Entlang den Grenzen seiner wachsenden Herrschaft ließ er Festungen zuhauf bauen. Der geniale Systematiker Vauban, sein Fortifikateur, wurde so unsterblich wie der Sonnenkönig selbst. Der König baute und baute, wo immer sich Anlass bot, in Paris, um Paris herum, weitere Schlösser, das prächtigste aber in Versailles, wo er eher selten residierte, der Liebe und dem Tanz oblag. Am gigantischen Versailles, diesem Kosmos der Wunder samt Park, wurde gebaut bis der Roi Soleil 1715 verschied und weit darüber hinaus.

Das Ergebnis der gekrönten Rastlosigkeit, seiner Ruhmsucht und seines selbstvergötternden Narzissmus waren Gebietserweiterung

auf Kosten des Reichs und Schwächerer, ein Absinken der Bevölkerung Frankreichs von 21 auf 18 Millionen Untertanen und eine totale Verschuldung und Verarmung des Landes. Der Staatshaushalt war um 18 Jahresbudgets überzogen, als der König starb. Architecture, faillite totale, pauvreté du peuple, voilà le crime.

Joseph Stalin und Adolf Hitler,

aus unserer Sicht die größten Verbrecher der Menschheitsgeschichte.

Zu Stalin: Seit seiner Machtübernahme nach Lenins Tod hatte der misstrauische Georgier gesäubert. In den 1930er Jahren säuberte er Partei, Offizierskorps und Armeeführung wie ein Besessener. Um solch mörderischen Irrsinn zu verschleiern, ließ er die Moskauer U-Bahn, deren Bahnhöfe mit prächtigster, teuerster Architektur ausstatten. Die Pracht war maßlos. Bronze und Marmor fanden kein Ende. Es glänzten die Kristalllüster. Der geblendete Genosse musste den Eindruck haben, dass die Heimat aller Proletarier alle Welt in den Schatten stellte. Der Zweck war erreicht, die Lüge wirkte. Hinter diesem Glanz, diesen Kulissen wurden Hunderttausende ermordet,

verschleppt, allenthalben zu Tode geschunden. Architektur und Verbrechen.

Zu Adolf Hitler: Er wäre gern Künstler geworden, Architekt. Dann berief er sich selber zu Höherem und baute besessen nach Feierabend. Staunend stand er mit seinem Adlatus, dem Generalbaumeister Albert Speer vor den gemeinsam ersonnenen Modellen der Welthauptstadt Germania. Hitler entwarf selbst mit, war von sich selbst hingerissen. Schon wurden die notwendigen Flächen abgeräumt. In Eile ließ sein Architekt unter der Hand einige tausend von jüdischen Familien bewohnte Wohnungen räumen. Raus. Raus mit etwas Handgepäck. Schaut wo ihr unterkommt. In die geräumten Wohnungen wurden bevorzugte Arier eingewiesen, deren Behausungen im Wege standen. Wir bauen die Prachtachse des Tausendjährigen Reiches, eines der frühen, fast unauffälligen Verbrechen an unseren Mitbürgern am Beginn des Völkermords.

Zuletzt noch Ceausescu,

leider nicht der letzte architekturwütige Diktator und sein ruiniertes, ins Prokrustes-Bett des Elends gepresstes Volk der Rumänen. Er hatte sehr klein angefangen und seine schlaue Gattin ebenso. Allmächtig wurde er, der Conducator. Das verlangte nach unüberbietbarer Architektur. Den Maßstab lieferte Pekings „Verbotene Stadt“. Diese sah er auf einer Reise; Reisen bildet. Doch dem Conducator gefiel vor allem deren Größe, die Machart kam ihm chinesisch vor. Als rumänischer Aufsteiger neigte er zum Französischen. Eine junge Architektin, sie hatte soeben absolviert, gewann den Bauwettbewerb (so spielt das Wettbewerbswesen gelegent-

lich). Eine traumhaft-vertraute Geschichte ist das. Bald hatte die junge Dame 700 Kollegen samt 20.000 Arbeiter unter sich und alle Literatur über den Louvre, über Versailles, Blenheim Palace und Würzburg, und was man sich sonst noch denken mag an großen Schönheiten, vor sich auf dem Tisch.

Das Verbrechen, begangen am bitterarmen Volk der Rumänen samt Roma und Sinti, nahm seinen Lauf. Mit 65.000 qm Nutzfläche und 365.000 qm Gesamtfläche übersteigt das technisch fragwürdige, neobarock-klassizistische Ungetüm Versailles bei weitem, ist vom Mond aus zu sehen wie die Chinesische Mauer, einer unserer neuen, gültigen Maßstäbe für Größe. Der Palast ist nach dem Pentagon, einem weiteren, diesmal US-amerikanischem Prachtwerk (610.000 qm) der zweitgrößte Verwaltungspalast. Da Rumänien in jeder Hinsicht viel kleiner ist als die USA, ist die „Casa Poporului“ gerechterweise bedeutender. 1983 begonnen, ist „das Haus des Volkes“ nie ganz fertig geworden. Nach der Füsilierung des Conducatores Paars wurde es zum Abriss bestimmt, dann doch genutzt als Parlament, Verwaltung, internationales Kongresszentrum. Der Koloss steht zu 70 Prozent leer, und das Volk ist zuletzt sogar stolz auf seinen Besitz. Ein paar Daten noch: 65.000 qm Nutzfläche,

Höhe 86 m, Untergeschosse bis auf minus 92 m, Länge 275 m, Breite 235 m. So weit, so na ja.

Nun zum Verbrechen: Zunächst ließ Ceausescu nach Hitler-Speerischem Vorbild ein Fünftel der Innenstadt abbrechen, 40.000 Menschen wurden an den Stadtrand umgesiedelt. Dann hub das Werken an. Das Land ist total verarmt, rückständig, von Problemen jeder Art fast zu Boden gedrückt. Es hat ein schweres Minoritätenproblem mit Roma und Sinti. Für diesen Bau hat der Conducator nicht nur mindestens Geld im Gegenwert von 3,3 Milliarden Euro, das bei niedersten Löhnen und Materialpreisen, aus seinen von der Sekuritate geknüppelten Untertanen herausgepresst, sondern gleichzeitig hat er auch mit weiteren Geldmassen seine Auslandsschulden zur Gänze zurückbezahlt. So wurde er der Liebling westlicher Banker und Politiker. Man muss das alles zusammenrechnen, darf auch den sonstigen Prunk der Herrscherfamilie, der Bonzen und ihrer Sicherheitsknechte nicht vergessen, dazu bedenken, wie unproduktiv das Land war, wie bettelarm das Volk, wie unfrei. Hat man sich das alles überlegt, mit Zorn im Herzen, dann ist zu erfahren, wie Architektur ganz unverblümt und offen Verbrechen sein kann. Obwohl dieser Kulissenriese geradezu ein abnormer Treppenwitz der Architekturgeschichte ist, bleibt einem das Lachen im Halse stecken.

ARCHITEKTUR UND GEWALT

Cornelius Tafel

Die Zeit der Gegenreformation und der Religionskriege ist ein Zeitalter der Gewalt. Von ca. 1520 bis zum Dreißigjährigen Krieg ist nicht nur eine Zunahme politisch-militärischer sondern auch ziviler Gewalt festzustellen. Davon sind die Künste nicht ausgenommen. In keinem anderen Zeitalter gibt es eine solche Häufung von Gewalttätigkeiten von Künstlern, quer über die Kunstgattungen hinweg: Bereits Aretinos Novellen sind oft von äußers-ter Brutalität. Caravaggio, ständig in Streitigkeiten verwickelt und wegen Totschlags flüchtig, stirbt an den Folgen einer Messerstecherei. Gesualdo, der große Komponist und Graf von Venosa, erschlägt höchstselbst seine Gemahlin und ihren Liebhaber. Miguel de Cervantes führt ein Leben als Söldner; in der Schlacht von Lepanto verliert er eine Hand und fristet einige Jahre nach einer verlorenen Seeschlacht sein Leben als algerischer Sklave. Benvenuto Cellini, der große Goldschmied und Bildhauer, schildert in seiner von Goethe ins Deutsche übersetzten Autobiographie von zahllosen Schlägereien und Duellen. Damit erreicht die Gewalttätigkeit, die zumeist im Namen der Religion entfacht wird und ihren Ausdruck im „Sacco di Roma“, in der

Bartholomäusnacht, dem Mord an Heinrich IV. und schließlich dem unendlichen Schlachten des Dreißigjährigen Krieges findet, auch ihren Weg ins Persönliche und Private. Künstler wie Cellini oder Caravaggio, später Callot und Grimmelshausen haben die Gewalt, die sie schildern, persönlich erlebt.

Unter den großen Architekten finden sich auf den ersten Blick keine Parallelen. Doch in einzelnen Werken der Architektur selbst spiegeln sich die enormen Aggressionen und Spannungen dieser gewalttätigen Zeit, allerdings in quasi gebändigter Form. Gebändigte, nicht aufgelöste Spannung ist auch das Thema von Michelangelos Vestibül der Biblioteca Laurenziana in Florenz, in der sich unterdrückte Gewalt wie in keinem anderen Bau dieser Zeit ausdrückt. Wer den Raum betritt, spürt unmittelbar die in diesem Raum aufgestauten, gegeneinander wirkenden, aber eben nicht ausgeglichenen Spannungen. In schmucklos-kantige Mauersegmente zwängen sich wuchtig gerahmte Nischen, welche die Wandstücke zu sprengen drohen. Dazwischen, nicht etwa davor, drängen sich muskulöse Säulenpaare in engen Nischen. Sie werden bedroht von schmalen Pilastern, die seitlich den Wandsegmenten vorgeblendet sind; aggressiv vordrängende Voluten werden in den Ecken hart miteinander verschnitten – die Reihe der gestisch-skulpturalen Gewaltsamkeiten ließe sich fortsetzen. Der Vergleich liegt nahe zu einigen von Michelangelos „Sklaven“, zum Teil erst halb aus der Bosse geschlagenen Skulpturen, in denen sich junge Männer mit aller Kraft, aber erfolglos ihrer Fesseln zu entledigen versuchen. Beide Werke bzw. Werkgruppen sind Musterbeispiele künstlerischer Sublimation. Sie sind gerade in diesen Tagen Metaphern für aufgestaute und ungelöste Konflikte, auch wenn die konfessionellen und gesellschaftlichen Auseinandersetzungen des

16. Jahrhunderts sowie die Spannungen, die sie in und zwischen den Menschen auslösten, lange zurückzuliegen scheinen. Wir wissen von Michelangelos Temperament, seiner „terribilità“, hören aber nichts von Gewalttätigkeiten in seiner Lebensführung. Dafür bestürzen uns die in seinem Werk buchstäblich gefangenen Kräfte und auf immer ungelösten Spannungen umso mehr.

SINGENDE STEINE

Wilhelm Kücker

Die Zisterzienser sind ein benediktinischer Reformorden, um 1000 entstanden. Die asketische Haltung beeinflusste auch den Bau ihrer Klöster. Ungeschriebenes Gesetz war, dass die einzelnen Konvente ihre Bauten selbst errichteten, in der Regel durch die Konversen, aber auch mit Hilfe von Laien, unter der Leitung des „magister operis“, zumeist eines bauerfahrenen Mönchs. Als Bauplatz suchte und wählte man die Einsamkeit abgelegener Täler in der kargen aber walddreichen Landschaft der Provence für ihren Ort des weltabgewandten Lebens in der Versenkung und im Gebet.

Der Roman „Die singenden Steine. Die Aufzeichnungen des Wilhelm Balz. Baumeister des Zisterzienserklusters Le Thoronet“ beschreibt die Entstehung dieses Bauwerks, das zu den Höhepunkten der frühromanischen Zisterzienserarchitektur zählt. Verfasser dieses fiktiven Tagebuchs ist Fernand Pouillon. Die französische Originalausgabe von 1962 erschien unter dem Titel „Les pierres sauvages“, also „Die wilden Steine“. In der deutschen Übersetzung erst wurden daraus die „singenden Steine“.

Fernand Pouillon (1912 bis 1986) war in der Nachkriegszeit ein vielbeschäftigter Architekt und Professor an der Universität von Aix-en-Provence. Mit seinen Studenten hatte er bereits Exkursionen zum Kloster unternommen und Bauaufnahmen und Baugrunduntersuchungen machen lassen.

Und dann, unvermittelt, die Lebenskrise: Er hatte eine Immobilienfirma gegründet und sah sich in einen Finanzskandal verwickelt,

der weite Kreise zog. Er wurde in Untersuchungshaft genommen. Dort machte er sich unter den deprimierendsten Umständen an das Schreiben des Tagebuchs. „Dieses Büchlein“, notierte er, „an das ich geglaubt habe und das mir so lange Zeit half, die demoralisierende Umgebung von Verrückten und Drogensüchtigen im Gefängnis zu ertragen.“

Irgendwann, wie auch immer, gelang ihm die Flucht und sich in Fiesole zu verstecken. Mittellos und krank an Haupt und Gliedern sah er bald aber keinen Ausweg, als sich den Gerichten zu stellen, das heißt „freiwillig“ in die Haftanstalt zurückzukehren.

Einzelheiten seines tiefen Falls sind mir nicht bekannt und müssen uns auch nicht interessieren. Wie es hieß, quälten ihn falsche Anschuldigungen. Sein „Verbrechen“ war wohl eher, was man juristisch ein Vergehen nennt. Das Verfahren endete letztlich mit einem Freispruch von persönlicher Schuld. Ab 1964 hat er dann in Algerien wieder gebaut. Kurz vor seinem Tod wurde er noch mit dem Kreuz der Ehrenlegion dekoriert.

Die deutsche Ausgabe von „Singende Steine“ gibt es beim Deutschen Taschenbuch Verlag (dtv 12685).

ES GESCHAH AM HELLLICHTEN TAG

Erwien Wachter

„Der Einzelne steht außerhalb der Berechnung. Unsere kriminalistischen Mittel sind unzulänglich, und je mehr wir sie ausbauen, desto unzulänglicher werden sie im Grunde. Doch ihr von der Schriftstellerei kümmert euch nicht darum. Ihr versucht nicht, euch mit einer Realität rumzuschlagen, die sich uns immer wieder entzieht, sondern ihr stellt eine Welt auf, die zu bewältigen ist. Diese Welt mag vollkommen sein, möglich, aber sie ist eine Lüge.“ (Friedrich Dürrenmatt)

Wir schreiben das Jahr 1958. Drehort: Trimmis im Kanton Graubünden, Deutsche Strasse Nummer 10. „Social Purfina“ steht auf einer hölzernen Reklametafel, die auf das Angebot der Zapfsäulen einer trostlosen Tankstelle am Rande der Landstraße verweist. Diese Tankstelle gab es nur für wenige aufregende Tage im April besagten Jahres: eine Filmkulisse nur, längst unauffindbar. In diesem Set erleben wir einen in Schwarz gewandeten, unheimlich massig wirkenden Gerd Fröbe, alias Lustmörder Schrott, und als Gegenspieler einen filigranen Heinz Rühmann, alias Kommissar Dr. Matthäi. Ladislao Vajda inszenierte den

Film nach der Romanerzählung „Das Versprechen“ von Friedrich Dürrenmatt.

Ein kleines Gehöft am Rande der Strasse, mit einfachem Sperrholz umgezimmert, wurde im Film als Dreh- und Angelpunkt um ein niederträchtiges Verbrechen inszeniert. Der herrschaftlich schwarze Buick mit Gert Fröbe am Steuer biegt schleichend wie ein beutewitternd Tier auf den schadhafte Vorplatz der Tankstelle ein. „Gewöhnliches?“, fragt der als Tankwart getarnte immer wache Ermittler Matthäi. „Super“, nuschelt Fröbe abwesend, sein Augenmerk bereits im Rückspiegel auf das nächste potentielle Opfer seiner niedrigen Triebe konzentriert: die kleine, spielende Annemarie. In diesem Film ist einmal eine großbürgerliche Stadtwohnung Schauplatz eines unterdrückten Lebens, in der die Herrschsucht seiner 30 Jahre älteren Frau den angeheirateten Chauffeur zum kindermordenden Scheusal verändert. Dem gegenüber der Ort der Tat, wo er ein neues Opfer findet in der Nähe der Bretterbuden-tankstelle an der Landstraße, einem Unort, der den Lebensunterhalt nur mühsam sichert, vom Kommissar zur Tarnung für seine Verbrecherjagd gewählt.

Derartige Gegensätze spannen in den folgenden Betrachtungen den Bogen von „Gewöhnlich“ zu „Super“, von besessenen Ermittlern zu Gräueltätern aus allen Gesellschaftsschichten, aber mehr noch von den Extremen der gebauten Milieus, von schnuckeligen Reihenhäusern zu pompösen Villen in Nobelvierteln, von Sozialwohnungen zu durchgestylten Lofts oder von engen Amtsstuben zu Hightech-Kommissariaten – also über Drehorte, die den jeweiligen Protagonisten und ihren Charakteren in Kriminalfilmen zugeordnet sind.

„Das gewöhnliche Leben ist ein Mittelzustand aus allen uns möglichen Verbrechen“, schreibt Robert Musil in „Der Mann ohne Eigenschaften“, und spielt auf die Pole einer Gesellschaftsstruktur an: auf das Spannungsfeld zwischen Gut und Böse – dem Gutmenschen und dem menschlichen Abgrund. Der Wandel der Gesellschaft spiegelt sich in den Behausungen der Protagonisten, und der Kriminalfilm zeichnet die Geschichte des Wandels nach, zeichnet eine Geschichte der Nachkriegszeit, des Aufschwungs im Wirtschaftswunder, der Entwicklungen einer Gesellschaft mit sich verändernden existentiellen und sozialen Milieus, die Geschichte der Formen des Zusammenlebens und des Außenseitertums. Triste Amtsstuben der Kommissare und ungepflegte Wohnzellen in Laubenganghochhäusern mit Serientätern und Mördern in der Nachbarschaft erzählen von Skandalen mit tödlichem Ausgang in der Baubranche, von betrogenen Immobilieneignern, aber auch von Kredithaien, Waffenschiebern oder Drogen-Mafiosi, die in ihrer Skrupellosigkeit betonierte Bodenplatten und Fundamente mit Leichen pflastern. Diese vielfältigen Szenarien bieten ausreichend Stoff für die Inszenierung verbrecherischer Machenschaften. Einblicke in Sozialwohnungen und Luxusvillen spiegeln nicht nur die Baugeschichte der jeweiligen Zeit

wider, sondern zeichnen die Lebensräume des Verbrechens und ihrer Jäger zwischen den Mauern des Poms im gesellschaftlichen Aufstieg und der Normalität in bedarfsorientierten Alltagsbauten oder dem realisierten Traum von einem Eigenheim nach. Die Welt des James Bond wäre hier noch für Glamour und Exotik eine ergänzende, meist chromglänzende Zutat.

Die Kompression des langen Zeitraums und die erkennbare Fülle des Spektrums freiwerdender krimineller Energien erforderte eine detaillierte eigene kultur- und gesellschaftskritische Analyse – die Möglichkeiten dieses Artikels jedenfalls wären bei weitem überschritten. Also ein Zeitsprung ins Jahr 2010. Drehorte: Frankfurt, Hamburg, München oder sonst wo, hinein in die Wirtschaftskrise und die finanzkriselnde Gegenwart. Die Zeiten verwerflicher Verbrechen von Einzeltätern und feinen Ganoven sind vorbei, nun wird gegen Wirtschaftsbetrüger, Kriegstreiber, organisierte Kinderschänder, Manager oder Finanzjongleure und grenzenlos gewinnstüchtige Unternehmer ermittelt. Saturierte Lebemänner auf Polstern aus Boni und Betrugereien werden fern vom Bild des blutrünstigen Scheusals zu Mördern mit dem Aussehen wie du und ich, ihr Antrieb nichts anderes als die Sicherung der undurchsichtigen Finanzierung eines abgehobenen Lebensstils. Apropos Lebensstil: „Der Böse sitzt meistens im Glashaus“, schreibt bezeichnenderweise Barbara Gärtner im November 2010 in der Süddeutschen Zeitung und belegt in diesem Artikel, wie Architektur im Krimi als Stilmittel eingesetzt wird. Schon sieht jeder Fan dieses Genres die sündhaft teure Edelkarosse eines renommierten Herstellers vor sich, wie diese in die aufwendig gestylte, videoüberwachte Vorfahrt mit dem sich automatisch öffnenden Garagentor neben der glanzroten, großformatigen Eingangstür der Beton-Glas-Moderne

surrt. Der Leser erinnert sich an den schwarzen Buick zuvor. Dann verirrt sich aber die Vorstellung unvermittelt in ein anderes Set, in dem der Ermittler im ersten Stock des renovierungsbedürftigen Altbaus seine knarrende Wohnungstür aufschließt und sich übergangslos die einsame Bierflasche aus dem sonst leeren Kühlschrank angelt. Bei aller Eindeutigkeit des Unterschiedes fehlt noch das verbindende Element: die nackte Leiche, hingeworfen wie Müll in nasses Laub im Irgendwo eines stadtnahen Waldstücks. Zwei Lebensläufe, zwei Wohnwelten, ein unbekanntes Opfer, das seinen Nutzen für den Mörder verspielt hat. Hier zeigt sich die Parallelität zu der eingangs erzählten Geschichte, zeigt aber gleichzeitig auch den Unterschied dazu durch die Annäherung an die neutralisierte Arbeitswelt der Protagonisten in den Vitrinen aus Beton, Stahl und Glas. Lebens- und Arbeitswelten stehen so als Metaphern, die jeweils vom Guten, den eher ungeliebten, kauzigen oder freundlich-menschlichen Kommissaren, und vom Bösen, den egozentrischen, menschenverachtenden, abgehobenen Blutsaugern besetzt sind.

Durchsicht gegen Undurchsichtigkeit der Macher und Ordner unserer Welt. Träume sehen anders aus. Kann überhaupt in der „verkürzten“ Filmwelt die bewusste oder unbewusste

Wahrnehmung, die Zustimmung oder Ablehnung unserer gebauten Lebenswelt als ein Darsteller des Ausdrucks eines gesellschaftlichen Bewusstseins oder einer Stimulans besetzt werden? Ist Unbehagen an der Entwicklung architektonischer Strömungen verallgemeinernd auf Gut und Böse zu verteilen, und werden dadurch exemplarisch Bauformen im deutschen Krimi eingesetzt, um bestehende Vorurteile zu befriedigen? Vorurteile, in denen Idylle gegen Moderne, Erschwingliches gegen Protz stehen – Beton, Glas und Stahl explizit für die Täter, denen nicht nachgeweint werden muss, die als Bewohner solcher Häuser ohnehin „Dreck am Stecken“ haben, all jene also, in denen sich Feindbilder jeder vorstellbaren Art klischeehaft subsumieren. Sind es nur Neid und Missgunst, die Holz, Ziegel und Einfachheit zum Credo des Guten erheben? Oder ist es eher eine instinktive Abwehr des drohenden Verlustes einer Identität an eine Lebensgemeinschaft, die sich in „Gated Communities“ abschottet? Stimmungsmache zur Diskreditierung vermag in subtiles Verbrecherwesen verpackt über eine Kraft zu verfügen, die sogar schon einen der bedeutendsten deutschen Automobilhersteller veranlasst, sich die Drehbücher von Kriminalfilmen vorlegen zu lassen, um nicht eines Ihrer Luxusprodukte plötzlich von den Händen des „Bösen“ gesteuert zu sehen.

Ob Bauten dem Guten oder dem Bösen zugeordnet werden, das entscheiden die Drehbücher. Ob diese Bauten dann gut oder schlecht sind, das ist ausschließlich eine Frage der Architektur – nicht nur am helllichten Tag.

Architektur

Kunst

Fotografie

Grafikdesign

Design

Modernes Antiquariat

www.buchhandlung-werner.de

Buchhandlung L. Werner GmbH

80333 München

info@buchhandlung-werner.de

www.buchhandlung-werner.de

Kunst Fotografie Grafikdesign

Residenzstraße 18

kunst@buchhandlung-werner.de

Tel 089/22 69 79, Fax 22 89 167

Architektur

Türkenstraße 30

Tel 089/28 05 448, Fax 28 10 35

SCHULDIG ODER UNSCHULDIG? DIE FARBE WEISS IN DER ARCHITEKTUR

Monica Hoffmann

Licht ist unsichtbar. Es braucht den Stoff, der es absorbiert und in Teilen wieder aussendet. Dann nehmen wir Licht als sogenanntes Umgebungslicht wahr und können Gegenstände sehen. Sie erscheinen uns weiß, wenn deren Oberflächen alle drei Zapfen in der Netzhaut unseres Auges gleich und mit einer hohen Intensität reizen. Hell, vollkommen, rein, gut, unschuldig – dies sind die Eigenschaften, die deswegen dem Weiß zugeschrieben werden. Da eine uns weiß erscheinende Oberfläche das meiste Licht reflektiert, steht sie für das Geistige. Und sie steht für das Besondere, auch weil sie in der Natur nur selten vorkommt oder vergänglich ist, wie beispielsweise der Schnee. Weiß ist eine hochkomplexe Angelegenheit und scheidet die Geister, auch die der Architekten.

Das ideelle Weiß gegen das steinsichtige Bunt

Die einzigartige Leuchtkraft des Weiß hatte wahrscheinlich auch Adolf Loos im Sinn, als er

1908 in seinem Aufsatz „Ornament und Verbrechen“ schwärmte: „Wir haben das Ornament überwunden, wir haben uns zur Ornamentlosigkeit durchgerungen. Seht, die Zeit ist nahe, die Erfüllung wartet unser. Bald werden die Straßen der Städte wie weiße Mauern glänzen. Wie Zion, die heilige Stadt, die Hauptstadt des Himmels. Dann ist die Erfüllung da.“ Weniger missionarisch äußerte sich nahezu vier Jahrhunderte früher Andrea Palladio, der Weiß als die einzig vorstellbare Farbe für einen Tempel favorisierte, da „die Reinheit dieser Farbe und die Reinheit im menschlichen Leben im höchsten Maße Gott angemessen ist.“ Der Geist dominierte die Sinnlichkeit. Die Materie wurde der Form unterworfen. Die Kirche San Giorgio Maggiore in Venedig hat Palladio Außen und Innen weiß gestaltet.

Auch für Johann Joachim Winckelmann war – in Unkenntnis der buntfarbig gehaltenen antiken Bauwerke – die bunte Farbe nur Schein, Gefälligkeit. Ganz anders das Weiß: „Da nun die weiße Farbe diejenige ist, welche die meisten Lichtstrahlen zurückschickt, folglich sich empfindlicher macht, so wird auch ein schöner Körper desto schöner sein, je weißer er ist ...“ Wenn auch in der Theorie des Klassizismus das Weiß für das Wesentliche und das Eigentliche steht, sieht die Realität anders aus. Eine zurückhaltende steinsichtige Farbige dominiert die Fassaden. Karl Friedrich Schinkel lehnt das reine Weiß für Außen und Innen als unangenehm ab.

Mitte des 19. Jahrhunderts wird in Bauordnungen das Weiß als Fassadenfarbe sogar untersagt. Klaus Jan Philipp: „1840 wird in Bayern der weiße Kalkanstrich verboten, weil Ärzte meinen, die weiße Tünche würde die Augen zu stark blenden und zu Augenkrankheiten führen. 1863 untersagt die Allgemeine Bauordnung

für die Haupt- und Residenzstadt München reines Kalkweiß und alle anderen grellen Farben.“ Dieses Verbot gilt auch für alle Städte und Märkte Bayerns und insbesondere für Bauten gegenüber Schulen. Vom Sonnen- oder Kunstlicht angestrahlte Oberflächen, die uns weiß erscheinen, reflektieren weit über 90 Prozent des Lichts. Wir werden geblendet, da unser Auge von Natur aus auf eine mittlere Helligkeit eingestellt ist. Vielleicht ging es bei dem Verbot aber nicht nur um die unangenehme Blendung, sondern auch um ein Plädoyer für die Sinnlichkeit, die sich in der Vielfalt der wahrgenommenen Farben ausdrückt, der bunten und der unbunten.

Den Befürwortern von Weiß standen meist genauso viele Gegner gegenüber. Man denke auch an den Polychromiestreit, der gegen Ende des 19. Jahrhunderts zwischen den Anhängern des reinen Klassizismus und den Verfechtern von mehr Farbigkeit in der Architektur ausgefochten wurde. Ausgelöst wurde er nicht nur durch die Malerei, sondern auch durch die Entdeckung der Farbigkeit zunächst antiker und später auch mittelalterlicher Architekturen sowie die vielbeachteten Farbtheorien von Goethe, Runge, Helmholtz und anderen.

Das moderne Weiß

Bauhaus, De Stijl oder Le Corbusier: Auch hier wird von der Reinheit, der Ordnung, der Vollkommenheit, dem Weiß und der Architektur geschwärmt. Bei Le Corbusier klingt es fast genauso missionarisch wie bei Adolf Loos, wenn er mit dem weißen Ripolin den Schmutz und das Dunkle aus den bürgerlichen Wohnungen treiben will. Weiß als Zeichen von Perfektion, Klarheit und Disziplin steht als einzig angemessene Farbe für die neuen sachlichen Formen. Weiß als Farbe der modernen Zeit. Doch wurde von keinem ihrer Protagonisten ein rein weißes Haus gebaut. Schließlich wurden im Bauhaus, von de Stijl und Le Corbusier außergewöhnlich detailreiche Theorien zur Farbigkeit von Bauwerken entwickelt und in die Praxis umgesetzt. Sowohl Außen als auch Innen wurden durchaus bunte bzw. gedeckte Farben gewählt und sei es, um die weißen Körper oder Flächen im Verhältnis noch weißer erscheinen zu lassen. Diese Tatsache negiert Richard Meier, der sich nach seinen weißen Bauten befragt, gerne auf Le Corbusier bezieht und der gläsernen Transparenz bevorzugt die weiße Materialität gegenüberstellt mit der Begründung: „Weiß ist mein Versuch, die optische Wahrnehmung in der Architektur zu schärfen und die Macht der visuellen Formen zu verstärken.“ Palladio hätte sich gefreut.

Und dies nicht ganz zu unrecht. Denn Weiß ist geeignet, ambitionierte Baukörper mit seiner Helligkeit zu vervollkommen, da das Spiel von Licht und Schatten sie dann am eindruckvollsten skulpturieren kann. Weiß ist auch prädestiniert, moderne Bauten, die eine besondere Funktion haben, optisch hervorzuheben. Doch verliert es dann seine Unschuld, wenn es steinsichtige Häuserzeilen oder Ensembles in der Stadt rücksichtslos zerreißt oder sich demonstrativ

gegen die gedeckten Grün-, Braun-, Ocker- oder Grautöne der Natur stellt.

Dem Weiß wäre zu wünschen, dass es wieder den Bauten vorbehalten bleibt, die es rechtfertigen. Das Privileg des Besonderen und Modernen hat man dieser Farbe jedoch schon längst genommen, da sie heutzutage millionenfach an Trivialbauten anzutreffen ist und nicht nur Orte, sondern auch Landschaften empfindlich stört. Insofern könnte man sogar von einem Verbrechen an der Farbe Weiß sprechen.

Das aufhellende Weiß

Noch einmal Richard Meier: „'Die weiß leuchtende Weiße' ermöglicht es mir, mein wichtigstes Anliegen zu verfolgen: die Schaffung von Raum, Form und Licht in der Architektur.“ Das scheint nun doch ein wenig hoch gegriffen. Richard Meier schafft kein Licht. Er schafft weiße Oberflächen, die möglichst viel Licht reflektieren. Zur Schaffung eines Raumgefühls beim Nutzer sind weiße Oberflächen allerdings nicht besonders gut geeignet. Wenn man mit Martin Heidegger davon ausgeht, dass die Wand nicht nur Begrenzung, ein dort, wo der Raum aufhört, ist, sondern

ein „woher er sein Wesen beginnt“, was nimmt ein Mensch umgeben von weißen Wänden dann wahr? Distanzierte Kühle, die eher abweisend als einladend wirkt, weder Substantielles, noch Wärme, Geborgenheit und auch keinen Schutz vermittelt.

Und doch hat das Weiß seit der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert in Büros, in Produktionsstätten, in Wohnräume Einzug gehalten. Die weiß verputzte oder gekalkte Wand war zunächst als Sparlösung zu sehen und als Möglichkeit, das Tageslicht in den Räumen zu verstärken, als die Fenster noch kleiner und die Räume noch nicht so gut ausgeleuchtet waren. Und obwohl sich das heute längst geändert hat, haben wir uns schon alle an die weißen Wände gewöhnt. So sehr sogar, dass zur Steigerung nicht nur Wände und Decken, sondern auch Böden und am liebsten die ganze Einrichtung weiß werden. Der Künstler Gregor Schneider spricht im Kontext seiner weißen Zelle von der „weißen Folter“ und der Farbforscher Axel Venn wird nicht müde, vor der weißen Farbe in Wohnräumen zu warnen: „Das verhindert das Glück der Leute – es gibt nichts Unmenschlicheres als Weiß.“

So weit möchte ich nicht gehen, doch kann ich mich in einem bis in die letzte Ecke ausgeleuchteten weißen Innenraum dem blendenden Weiß nicht mehr so einfach entziehen wie einer weißen Fassade draußen. Und denke voller Sehnsucht an Jun'ichiro Tanizaki und seinen „Lob des Schattens“, der weniger ermüdet und kein Unwohlsein erzeugt wie der perfekt ausgeleuchtete weiße Raum, der sich in den Ecken durch sich gegenseitig steigernde Reflektionen optisch aufzulösen beginnt.

Das verdunkelnde Weiß

Es gibt viele gute Gründe, die Farbe Weiß auch im Innenraum einzusetzen, wenn es dosiert und begründet geschieht und vor allen Dingen der emotional und körperlich empfindende Mensch in die Überlegungen einbezogen wird. Wird das versäumt, macht sich das Weiß schuldig, nicht nur am empfindsamen Betrachter sondern beispielsweise auch an Gemälden vor weißen Museumswänden, die sich als neutrale und deswegen flexible Lösung Anfang des 20. Jahrhunderts langsam durchzusetzen begannen. Heute sind sie mit wenigen Ausnahmen selbstverständlich geworden. Denn meistens noch werden die lichttechnischen Berechnungen ohne den Besucher gemacht. Und dies, obwohl die Verarbeitung der Informationen von Außen in unserem Gehirn eine ebenso große Rolle bei der Wahrnehmung spielt.

Darauf hinzuweisen wiederum wird das Lichtlabor Bartenbach nicht müde: Bei einer weißen Museumswand ist „die Leuchtdichte der Wände ... höher als die Objektleuchtdichte. Der Raum erscheint dominant, die Umgebungshelligkeit ist höher als die der Objekte. Die Adaptionsleuchtdichte stellt sich auf die mittlere Raumleuchtdichte ein und damit wird nicht nur die Aufmerksamkeit, sondern auch die Erkennbarkeit bzw. visuelle Sensibilität zum Objekt stark reduziert.“ Erscheint der Raum jedoch dunkler, da die Oberflächen eine geringere Helligkeit aufweisen und weniger Licht reflektieren, nehme nicht nur die Objekthelligkeit relativ zu, sondern es werde auch die Erkennbarkeit des Objekts insgesamt verbessert, da sich die mittlere Adaptionsleuchtdichte verschiebe. Einfach ausgedrückt: Auf einer dunkleren Wand kommen die Exponate für den Betrachter wesentlich besser zur Geltung. Doch trotz

dieser Erkenntnis nehmen viele Ausstellungsmacher mit den weißen Wänden immer noch eine Verdunkelung der ausgestellten Objekte in Kauf.

Das unschuldige Weiß

Das Weiß bleibt mit seiner Reinheit und Helligkeit eine besondere Farbe und sollte deswegen nicht aus Gewohnheit, Bequemlichkeit oder aus Gründen der vermeintlichen Neutralität gewählt werden. In unserer visuellen Wahrnehmung sind Form, Raum und Farbe nicht voneinander zu trennen und bilden gemeinsam die Atmosphäre, in der wir uns gerne aufhalten oder nicht, in die wir gerne zurückkehren oder die wir lieber fliehen. Unter diesem Aspekt ist der Farbe Weiß zu wünschen, dass sie bewusster eingesetzt und den Körpern und Flächen vorbehalten wird, auf denen sie ihr Wesen zum Erscheinen bringen und ihre Unschuld bewahren kann.

Hauptstelle Kreissparkasse Ludwigsburg

Architekten: K&K Architekten, Stuttgart

Klinker-Riegelformat

Farbe: Tiana ungeflammt

Format: 450/115/40 mm



Klinker-Riegelformat

GIMA
Qualität aus Ton

Individuell auf Ihr Bauvorhaben abgestimmt, bieten wir Ihnen aus dem **GIMA-Fassadensortiment:**

- **Klinker / Vormauerziegel**
- **Klinker-Riegelformate**
- **EURO-Modul Klinker**
- **Altbaierische Handschlagziegel**
- **Terrakotta-Fassaden**

in vielen Farben, Formaten und Oberflächen.

Girnguber GmbH
Ludwig-Girnguber-Straße 1
84163 Marklkofen
Telefon +49 (0) 87 32 / 24 0
Telefax +49 (0) 87 32 / 24 20 0
www.gima-ziegel.de

DIE BESTEN KÖPFE – EINE ANATOMIE DES VERSCHWINDENS

Michael Gebhard

Die besten Köpfe für die Schule, die besten Köpfe nach Berlin, Wettbewerb um die besten Köpfe, Vision beste Köpfe, das ist die immer wiederkehrende Litanei unserer Tage, wenn die Zukunftschancen in allen gesellschaftlichen Feldern diskutiert werden. Das Beste scheint uns gerade gut genug zu sein. Das Beste wollen ist eins, das Beste tun, um die Besten nicht nur zu finden sondern auch zu fördern, ist ein anderes. Das Feld der Architektur unterscheidet sich da in nichts von anderen gesellschaftlichen Bereichen.

Wir fragen uns, ob wir für die Auswahl und Förderung der Besten auch die adäquaten Verfahren haben oder was die Verfahren, die wir haben, bewirken.

Ein Berufsstand ist dann gut für die Zukunft gerüstet, wenn es gelingt, die Besten zu finden, zu integrieren und ihnen aufgrund ihrer Leistungen nicht nur ein Überleben, sondern auch Entwicklungsmöglichkeiten zu sichern. Der Berufsstand muss eine Leistungspermeabilität aufweisen. Die Möglichkeit, seine Leistungsfähigkeit im Sinne hoher Qualität zu beweisen und sich damit im Berufsstand zu etablieren, schafft für den Nachwuchs Anreize, sich zu engagieren und sichert dem Berufsstand den Fortbestand auf hohem qualitativem Niveau. In gleichem Maße profitiert die gesamte Gesellschaft von der so angespornten Leistungsbereitschaft der Einzelnen. So sollte es sein! Ist es so?

Lassen Sie uns anhand fiktiver, für verschiedene Generationen exemplarischer Lebensläufe, die Chancen durchleuchten, die heute in unserem Berufsstand geboten werden.

Beginnen wir mit der Biographie eines Architekten, der heute in der Mitte seiner Berufskarriere steht und eine langjährige Erfahrung hat. Nennen wir ihn Robert Baumax. Er ist Jahrgang 1960, hat 1986 sein Diplom mit sehr gut bestanden und ist seit 1990 mit Partner selbständig. Der Start des Büros gelang durch Wettbewerbserfolge. Bis 1997 wurde an ca. zwei bis drei Wettbewerben im Jahr teilgenommen, alle konnten mit Preisen oder Ankäufen abgeschlossen werden. Ungefähr ab dem Jahr 2000 beginnt die Phase der beschränkten Wettbewerbe. Hier gelingt es, an durchschnittlich sechs bis sieben Verfahren im Jahr teilzunehmen. Davon werden ca. 50 Prozent mit Preisen und Ankäufen prämiert. In den letzten zehn Jahren wurden zwölf erste Preise errungen. Daraus entstanden sieben Aufträge von städtebaulichen Rahmenplänen bis zu Hochbauaufträgen. Fünf erste Preise endeten nicht in einem Auftrag, meist aufgrund politischer Differenzen in den Kommunen nach dem Wettbewerb. Darüber hinaus wurde seit 2003 an acht VOF-Verfahren mit einer Auswahlquote von null teilgenommen.

Diese berufliche Biographie beginnt noch in den Jahren, in denen der Zugang zu Wettbewerben frei war. Jedoch erfolgte in diesen Jahren keine Spezialisierung. Ein Tatbestand, der sich in Zeiten der VOF-Verfahren als fataler Wettbewerbsnachteil erweist. Hinzu kommt, dass sich für Büros, die im Städtebau tätig sind, aus den dort erzielten Wettbewerbserfolgen kaum mehr Folgeaufträge generieren lassen, die über dem EU-Schwellenwert liegen und damit wirtschaftlich zu realisieren sind. Wie also kann sich ein Büro im Laufe der Zeit entwickeln, wie kann es aufgrund seiner Erfahrung und seines Renommées an größere Aufträge kommen? Über VOF-Verfahren haben Büros mit Erfahrung, aber ohne Spezialisierung keine Chance. In der Regel kommt nur der zum Zug, der die ausgeschriebene Bauaufgabe schon mehrfach in entsprechender Größenordnung durchgeführt hat. Selbst bei Wettbewerben treten bereits in der Bewerbungsphase Probleme auf, wenn Bauaufgaben erst selten bearbeitet wurden.

Prognose: Überlebenschance vorhanden, Entwicklungschance gering.

Setzen wir die Betrachtung fort mit einer jungen Biographie heutiger Berufsanfänger. Nennen wir unsere Protagonistin Kati Luftschloss. Sie ist Jahrgang 1975, hat ihr Diplom 2005 mit sehr gut abgeschlossen und ist seither noch abhängig beschäftigt. Doch möchte sie in eigener Verantwortung architektonische und städtebauliche Projekte verwirklichen. Da sie weder Beziehungen zu Investoren oder sonstigen Bauwilligen noch einen Millionär zum Vater hat, ist der Architektenwettbewerb immer noch die beste Chance, über Leistung zur Realisierung erster Projekte zu kommen. Wir gehen von der Annahme aus, dass man bei intensivem

Bemühen zehn bis 20 Bewerbungen im Jahr aussendet und dabei ca. drei- bis sechsmal ausgewählt oder ausgelost wird. Nimmt man eine sehr gute durchschnittliche Erfolgsquote an, so wird vielleicht bei sechs Beteiligungen dreimal ein Preis oder Ankauf erzielt. Ist auch noch ein erster Preis dabei, dann stellt sich immer noch die Frage, ob das junge und damit meist nicht so erfahrene Büro im anschließenden VOF-Verfahren zum Zug kommt.

Die Alternative in der offenen Auftragsvergabe, das VOF-Verfahren, ist für junge Büros und nicht nur für diese ein „closed shop“. Da VOF-Verfahren von vornherein darauf abzielen, nur Büros zu präferieren, die auf einem bestimmten Gebiet zahlreiche Referenzen vorweisen können, scheidet dies für junge Architekten als Akquisitionsinstrument aus. Über Wettbewerbe zur Selbständigkeit zu gelangen, ist heute zwar nicht grundsätzlich ausgeschlossen, doch nicht sehr wahrscheinlich. Die Chancen, als junges Büro ausgewählt bzw. gelost zu werden, sind gering, die dann anstehende Konkurrenz ist auf deutlich höherem Niveau als zu Zeiten des Wettbewerbs ohne Zugangsbeschränkung.

Prognose: Überlebenschance gering, Entwicklungschance kaum vorhanden.

Edgar Silberhaupt, Jahrgang 1943, Diplom 1971, Gesamtbeurteilung gut, seither berufstätig, eigenes Büro gegründet 1975. Der Olympia-Bau-Boom war 1972 vorüber, der Höhepunkt wachsender Bauvolumen zur Bedarfsdeckung des Wiederaufbaus überschritten. Start ins Berufsleben mit einem Sprung ins kalte Wasser: Tätigkeitsschwerpunkt Wettbewerbe hauptsächlich im kommunalen Bereich. Acht bis zwölf offene Wettbewerbe jährlich, regional mit angenehm geringen Teilnehmerzahlen, aber auch überregional und gelegentlich international. Erfolgsquote ca. 50 Prozent, Beauftragungen allerdings unter zehn Prozent, wobei nicht die Frage der Leistungsnachweise für junge Architekten entscheidend war. Begrenzte Wettbewerbe wurden eher selten ausgelobt. Von goldenen Zeiten konnte kaum die Rede sein, dennoch war im auf und nieder konjunktureller Schwankungen eine gewisse Stetigkeit der Büroentwicklung erkennbar. Mitte der 1990er Jahre wurde schlagartig die klaffende Schere zwischen abnehmenden Bauvolumen und steigenden Architektenzahlen spürbar. Die Auslöberseite sah sich riesigen Teilnehmerzahlen gegenüber, die wettbewerbsambitionierte Architektenschaft resignierte zu großen Teilen und versuchte, sich durch rege Akquisitonstätigkeit zu retten. Stetig schwindende

Baufaufgaben, nachlassende Investitionsbereitschaft, schrumpfende Bauherrenzahlen und neuere Wettbewerbsmodalitäten, welche die Teilnahme- und Erfolgchancen erheblich einschränkten, führten insbesondere kleine Büros in bedrohliche Notlagen. Erfahrungen in über hundert Wettbewerben für verschiedenste Bauaufgaben erwiesen sich aktuell als irrelevant und fielen durch das Netz quantitativer Nachweiskriterien für die geforderte Qualifikation und Auswahl.

Prognose: Perspektive aussichtslos.

Das Resümee dieser kurzen Chancenbetrachtung ist düster. Die Chancen auf eine Entwicklung als selbständiges Büro sind im Einzelfall noch vorhanden, als Zukunftsperspektive für einen großen Teil nachwachsender Architekten taugt das kleine Büro in der derzeitigen Situation jedoch kaum noch. Interessant wird nicht nur sein, wie viele Architektinnen und Architekten es in den nächsten Jahren überhaupt schaffen, eigene Büros zu gründen und zu erhalten, sondern wie vielen eine Selbständigkeit überhaupt noch erstrebenswert erscheint. Das Szenario der Chancenlosigkeit in einer kleinen selbständigen Struktur wird sich in der Orientierung junger Architekten niederschlagen. Die unerfreulichste Entwicklung wäre die des Rückzugs in große potente Büros oder noch schlimmer: das völlige Desinteresse an Architektur.

Ein denkbare Gegenmodell wären vielleicht Zusammenschlüsse zu größeren, flexiblen Gruppen, um die Schlagkraft und das Spektrum potentieller Aufgabenfelder zu erhöhen. Unabdingbar aber ist eine Reform des Vergabewesens des größten Auftraggebers, der öffentlichen Hand. VOF-Verfahren sind die Wegbereiter der

Einfalls- und Initiativlosigkeit. Sie bedienen die Immergleichen in den immergleichen Bereichen – Wohnungsbauer bauen Wohnungen, Institutsbauer bauen Institute. Wer die angebotenen Bauaufgaben nicht in der Mehrzahl schon realisiert hat, baut Vogelhäuschen, ihm bleiben kleinste und unlukrative Aufgaben. VOF-Verfahren kreieren ein System, das weder horizontal (Wechsel zwischen verschiedenen Bauaufgaben) noch vertikal (Aufstieg von kleinen zu großen Bauaufgaben) durchlässig ist. Sie sind ein Ausdruck des ungebrochenen Glaubens an Quantifizierbarkeit als Qualitätsmaßstab und der mangelnden Risikobereitschaft öffentlicher Bauherrn.

Ist es denn im Ergebnis nicht gleichgültig, wer in unserem Land Architektur- und Städtebauleistungen erbringt? Gute Arbeit und somit hohe Qualität können große und kleine Strukturen bieten, schlechte Arbeit und mindere Qualität ebenso.

Eine sicherlich genauso weitverbreitete wie irreführende und zu kurz greifende Argumentationsweise. Diese rein ergebnisorientierte Betrachtung lässt den Prozess und die Bedingungen, unter denen unsere Leistungen erbracht werden, außer Acht. Die Bedingungen unserer Arbeit sind unter anderen ein

Produkt des Geistes, der den Arbeitsprozess beeinflusst, ebenso wie sich dieser Geist an den Resultaten ablesen lässt. Die Folgen einer Verschiebung des Hauptanteils unserer Arbeitsleistungen von kleinen und mittleren zu großen und größten Einheiten stellen sich nicht von heute auf morgen ein. Mit Sicherheit ist der Verschiebungsprozess längst im Gange, doch sorgt seine schleichende Prozesshaftigkeit dafür, dass die Auswirkungen erst bemerkt werden, wenn kleine und mittlere Einheiten, denen wir unsere Vielfalt und Qualität bis ins Kleinste verdanken, längst in die Liste ausgestorbener Spezies aufgenommen werden mussten.

Diese Diskussion ist nicht nur auf architektonischem Feld zu führen, sondern muss in eine gesamtgesellschaftliche Betrachtung Eingang finden. Dem konstatierten Verdrängungsprozess liegt ein Leitbild zugrunde, das über eine gewisse Inkubationsphase inzwischen in allen Lebensbereichen eine hegemoniale Stellung erreicht hat. Dessen oberste Prinzipien sind Sicherheit und Risikominimierung. Ihre Wirkung ist anfänglich einer angenehmen Infusion vergleichbar. Wird sie wieder und wieder in kleineren oder größeren Dosen verabreicht, tritt eine Suchterscheinung ein. Zuletzt wird ein Zustand erlangt, in dem Sicherheit und Risikovermeidung, die früher einen eher untergeordneten Stellenwert hatten, beinahe alle gesellschaftlichen Zielsetzungen dominieren. Für die Architektur gesprochen: Lieber einen Großteil der Zeit auf Kontrollen und Gegenkontrollen verwenden, bei der Konstruktion und Materialwahl stets auf Bewährtes zurückgreifen, in Ungewohntem nur Probleme und Schwierigkeiten sehen, anstatt sich ausgiebig mit architektonischem Ausdruck neuer gesellschaftlicher Leitbilder, adäquater Konstruktion und Materialwahl, mit Lichtführung, mit Ökologie etc. zu befassen.

Wir brauchen mehr Bereitschaft zum Risiko. Wir brauchen eine Akzeptanz des Gedankens, dass Fortschritt und Entwicklung an ein gewisses Maß an Risiko gebunden sind und dass unsere qualitativen Standards auch mit wesentlich weniger Regelungen aufrechtzuerhalten sind. Letzteres ist im Übrigen nicht mit der politischen Chimäre des Bürokratieabbaus zu verwechseln, sondern zielt darauf ab, nicht einfach weniger Regeln zu fordern, sondern ostentativ nach einem Minimalsatz an Regeln für eine Zukunftsgesellschaft zu suchen.

Geht die Entwicklung so weiter wie bisher, dann wird sich der Eindruck, dass es für den Einzelnen keine Entwicklungsmöglichkeiten in eigenverantwortlicher Selbständigkeit mehr gibt, zu einem im gesellschaftlichen Bewusstsein verankerten Glauben verfestigen. In der Folge wird unsere Gesellschaft von unangenehmen Begleiterscheinungen befallen: Initiativlosigkeit, Lethargie, Mittelmaß. Die Diskussion um die besten Köpfe hat sich dann erledigt. Die sind bis dahin schon längst abgewandert.

DENN SIE TUN NICHT, WAS SIE WISSEN (1)

Roberto Gonzalo

Nach Darwin besteht das Selektionsprinzip in der Natur darin, dass die Individuen einer Gattung überleben, denen die beste Anpassung an die Bedingungen ihres Umfeldes gelingt. Damit ist allerdings auch ihr Untergang besiegelt, denn mit zunehmender Spezialisierung verlieren sie die Flexibilität, auf schnell wechselnde Situationen zu reagieren.

Ein ähnlicher Prozess ist seit der Industrialisierung bei der menschlichen Gesellschaft festzustellen. Die soziale Organisation des Homo technicus hat sich in einer verhängnisvollen Art von einem hoch spezialisierten technologischen System abhängig gemacht. Nach knapp einem Jahrhundert rasanter technischer Entwicklung scheint es, dass wir, wie in Mary Shelleys Frankenstein-Roman, die Kontrolle über unsere Kreatur verloren haben. Die gleichen Menschen, die noch von Schallplatten (womöglich in „Mono“) ihre Musik gehört haben und die Geburt des Fax als Revolution in der Kommunikation gefeiert haben, würden sich heute ein Leben ohne Internet als eine Versetzung in die Steinzeit vorstellen.

Die Anfälligkeit moderner Gesellschaften liegt also paradoxerweise in ihrer Optimierung. Alles wird leistungsfähiger und effizienter; ungebrauchte Potentiale und Reserven werden auf ein Minimum reduziert. Zugleich vermindert sich die Fähigkeit, auf Veränderungen beweglich zu reagieren: Selbst leichte Störungen führen dann zu unverhältnismäßig großen Brüchen; radikale Umwandlungen sind erst gar nicht vorstellbar.

Analog zur Natur wirkt bei dem technischen Fortschritt die Deutung von Effekten (und Nebeneffekten) wie eine Art Selektionsprinzip. Doch, anders als in der Natur, werden im Zuge fortgesetzter Spezialisierung Deutungsprozesse – um einen vorgegebenen Fortschrittsrhythmus zu halten – bewusst oder unbewusst unterdrückt oder manipuliert entsprechend dem kategorischen Imperativ des technischen Fortschritts: „Was machbar ist, wird auch gemacht.“ In der Architektur spiegelt sich dieser scheinbar unaufhaltsame Prozess mit bedauerlicher Klarheit wider.

„Du sollst Dir die Erde untertan machen, sagte der liebe Gott mit einem Augenzwinkern zum Architekten“, hat Friedrich Achleitner einmal geschrieben. Erst viel später wurden auch die Überlassungsbedingungen wahrgenommen: „Gott setzte ihn in den Garten Eden, damit er ihn behüte und bebaue.“ (Genesis 2,15).

In den 1920er Jahren prognostizierte Le Corbusier in *Précisions*, fasziniert von den scheinbar unbegrenzten Möglichkeiten der verfügbaren Technologie, gleiche Bauten für die ganze Welt, gekühlt im Sommer, beheizt im Winter, wie ein Dampfer auf See. Und doch war dieser Gedanke von einem altruistischen Willen nach sozialer Gerechtigkeit geleitet,

ohne die Folgen damals richtig einzuschätzen oder gar einschätzen zu können.

Heute wissen wir es besser, und wer vom Baum der Erkenntnis isst, muss das Paradies verlassen und Verantwortung übernehmen. Sobald jedoch Ursache und Folge zu komplex sind oder als zu komplex dargestellt werden, werden Zusammenhänge nicht mehr gedeutet, und wir erlangen dann nochmals den ersehnten Zustand der Unschuld. Ländliche nachhaltige Passivhäuser beispielsweise beziehen den verursachten Verbrauch durch Infrastruktur und Mobilität gar nicht erst in ihre Bilanz ein. Und Dächer werden mit einer (profitablen, weil subventionierten) Photovoltaikanlage gepflastert, um dadurch die Energiebilanz des Gebäudes irgendwie auf Null und Plus zu korrigieren. Vom Ablasshandel mit freiwilligen Kompensationszahlungen für die verursachten Emissionen im Flugverkehr ist unsere Architektur nicht weit entfernt.

Nun sind schon ein paar Jahrzehnte seit den Zeiten der Zwölfzylinder mit Katalysator und des Joghurtbecher-Sammelns für das ökologische Bewusstsein vergangen, doch scheint die Reichweite der nötigen, ja notwendigen Veränderungen immer noch jenseits der Wahrnehmungsebene zu liegen.

Dass von Seiten der Gesetzgeber eine Verordnung nach der anderen in kurzen Zeitabständen folgt (EnEV 2007, 2009, 2012, ...) mit dem Ziel, in kaum mehr als einem Jahrzehnt nur noch Null- oder Plusenergiebauten zu erstellen, scheint niemanden so richtig zu beunruhigen. Im Gegenteil: Null- oder Plusenergiekonzepte sind wie Weltrekorde: interessanter als Aerobic, obwohl ungesünder. In unserem sensationssüchtigen Beruf eifern wir ständig nach dem

Ungewöhnlichen, nie Dagewesenen. In welcher Art unsere Bauten optimiert werden können, um das Prädikat „intelligent“ zu erlangen, erweckt viel mehr Interesse als die Frage, wozu etwas gebaut wird (Definition von Bedürfnissen) oder ob wir überhaupt bauen müssen (Herausstellen der Notwendigkeit). Letzteres wäre aus Sicht der HOAI eine verheerende Perspektive.

Traditionelle Bauten zeigen eine hohe Effizienz im Einsatz von Mitteln für die Befriedigung von definierten Bedürfnissen. Unsere modernen Konstruktionen dagegen greifen meistens zu hoher Technologie, um überflüssige oder künstlich generierte Forderungen zu befriedigen. Aus dem schlechten Gewissen über die Zerstörung der Umwelt ist der Ruf nach einer energieeffizienten Bauweise entstanden, mit dem Sinn, durch Effizienz den Wohnstandard erhalten zu können, wenn nicht sogar zu steigern, ohne jemals diesen als solchen in Frage zu stellen. Mit dieser Einstellung wachsen letztendlich die Standards, die befriedigt werden müssen, und die Abhängigkeit von noch mehr Technik in einer sich beschleunigenden Spirale.

Statt uns immer wieder in Fragen der Verfahrenstechnik zu verstricken, sollten wir uns eher auf die Präzisierung von Zielen konzentrieren. Wie Christa Wolf schreibt: „Wie freudig würde ich mich weiter auf ein Ziel zubewegen, zu dem der Abstand sich nie verringern würde. Wie aber könnte ich gehen, ohne Ziel?“ (Störfall).

In Anbetracht der globalen Entwicklung, in der wir in der westlichen Welt ein Mehrfaches an Ressourcen in Anspruch nehmen, als einem Erdenbürger im Durchschnitt zustehen würde, wäre eine positive, bereichernde Askese angebracht, die sich auf gebrauchen

statt auf verbrauchen besinnt. Bedürfnisse sollten neu definiert und vom unnötigen, unreflektierten Ballast befreit werden. Unsere Fähigkeit als Architekten soll den Nachweis dafür liefern, dass durch den Verzicht auf Gewohntes, nicht unbedingt Gutes, ein Qualitätsgewinn zu verzeichnen ist. Unsere Bauten, vom Konzept bis zur Realisierung, sollten in ihrem Gebrauchswert ihre Berechtigung finden. Um Luigi Snozzi zuzustimmen: „Bauen bedeutet Zerstören, zerstöre mit Verstand.“

(1) Neulich fand ich diesen Titel auch in dem lesenswerten Buch „Das Ende der Welt, wie wir sie kannten“ von Leggewie/Welzer, die den Satz wiederum von A. Ernst entlehnt haben. Auf jeden Fall bedanke ich mich für die unbeabsichtigte Leihgabe und entschuldige mich für den Mangel an Originalität.

IN EIGENER SACHE

Das Heft 2.11 befasst sich mit dem Thema „Der Stadt entfremdet?“. Und wie immer freuen wir uns über kurze und natürlich auch längere Beiträge unserer Leser.

Redaktionsschluss: 23. Mai 2011

DIE BERATUNGSGEISTER, DIE ICH RIEF

Erwien Wachter

Wie schön ist eine Welt, die den Erfolg kennt. Als der Mensch noch zu den Jägern und Sammlern zählte, war Beute der Name des Erfolgs. Reich sollte sie sein und den Fortbestand sichern. Grundsätzliches hat sich daran nicht geändert, im übertragenen Sinn aber schon: Beute als Überlebensmittel aus Fauna und Flora mutierte zum materiellen Wertersatz Pecunia. Das blieb natürlich nicht folgenlos: In einschlägigen Kreisen wird schon lange gemunkelt, dass die notwendige Verfeinerung unserer Wahrnehmung dieser Entwicklung nicht folgen konnte und die rasch ansteigende Achse der komplexer werdenden Zusammenhänge an eine Grenze geführt hat. Umgekehrt

ausgedrückt entfremdete eine stagnierende Sinnesentwicklung vom Eifer des Sammelns und Jagens, und in der Folge wurde die ureigene Sorge um die Existenz stellvertretend in die Hände externer Rückversicherer und Entlaster gelegt. Nun – Evolution ist erfinderisch, und rasch findet sich immer ein adäquates Korrektiv.

Was dem Menschen im Allgemeinen eigen ist, gilt im Besonderen auch für die Architektenschaft. Seit der Antike scheute sie kein Mittel, um das Interesse von Bauherren zu wecken. Wenn Vitruv zu glauben ist, zeigten sich schon zu Zeiten Alexanders des Großen erste Schlauheiten für akquisitorische Beutezüge. Um die mythische Glanzgestalt auf sich aufmerksam zu machen, verkleidete sich der junge, überaus stattlich gewachsene Baumeister Deinokrates als Herkules, salbte seinen Leib mit Öl, bekränzte sein Haupt mit Pappellaub und trat mit Bärenfell und Keule gerüstet vor den Thron des Königs. Gewissermaßen sich selbst als Beute tarnend, weckte der Baukünstler mit mitgebrachten Großprojekten dessen Interesse. Der Berg Athos als menschliche Gestalt aufgetürmt, in der linken Hand eine Stadt und in der rechten eine große Schale haltend, aus der sich Wasser in das Meer ergießen sollte, bannte Alexanders Aufmerksamkeit. Zwar kam der phantastische Plan trotz des eindrucksvollen Auftritts nicht zur Ausführung, aber fortan soll Deinokrates immer wieder mit beachtlichen Bauaufgaben betraut worden sein.

Selbstverständlich weist auch die Neuzeit bis heute Fortsetzungen dieser „Bärenfellstrategien“ auf. Man denke nur an die „Eulenaugen-Brille, den eng anliegenden schwarzen Anzug und den schwarzem Bowler“, die Le Corbusier zum Prototyp des modernen Architekten stilisierten. Vor allem trug er lebenslang ebenso eine

gewaltige, wenn auch eher programmatische Keule bei sich, um Städte wie Paris, Algier, Buenos Aires oder auch Berlin völlig neu zu ordnen. Zwar blieben die meisten dieser Metropolen verschont, aber – verzeihen Sie mir – als Meister der Selbstvermarktung bezwang er die globale Bauwelt weniger durch Argumente als durch die Sprachgewalt eines Feldherrn.

Und heute? „Die Globalisierung treibt uns nicht aus dem Haus, sondern die Treppe hinauf“, so beurteilt der Zeit-Autor Uwe Jean Heuser die Position der Menschen im laufenden Prozess der Wertschöpfungs-Evolution. Und, wie die Medien immer wieder zeigen, zahlt es sich aus, die oberen Stufen dieser Treppe im Auge zu haben. Was also tun in Anbetracht einer ungesunden Architektendichte und leidender Wertschätzung der Architekten im Allgemeinen. Verwerflich ist es wohl kaum, sich bei solchen Rahmenbedingungen um den eigenen Aufstieg zu sorgen – aber heiligt deshalb der Zweck jedes Mittel?

Gewiss nicht. Es waren trotz aller exzentrischen Ausreißer noch goldene Zeiten, als das Werk – das gebaute Architektenwerk – für sich sprach und für die Qualität des Architekten stand. Allerdings startete die Öffnung des

Werbeverbots gegen Ende des letzten Jahrhunderts das vorhersehbare Duell der Mittel – zumindest wenn über solche verfügt werden konnte. Die „Bärenfellstrategie“ fand ihre Fortsetzung: Architekten waren sich mit einem Mal nicht mehr zu schade, Architektur am besten durch die Brille eines bestimmten Herstellers beurteilen zu können oder sich als Träger bestimmter Oberhemdenmarken von dessen Fabrikanten hören zu lassen. Präsenz um jeden Preis und möglichst überall stand nun für Erfolg. Dass sich dadurch schleichend eine Unschärfe zwischen Werk und Dienst einstellte, konnte nicht weiter verwundern. Auch nicht, dass nahezu täglich zahllose Hochglanzmedien die zwischenzeitliche Eskalation eindrucksvoll vorführen, und noch weniger, wie schnell hervorragende fachliche Fähigkeiten sich in einem Kampf von David und Goliath zu zerschleißen begannen und je nach Möglichkeiten zu Erfolg oder Prekariat auseinander drifteten.

Es schien, als sei die Architektenschaft unvermittelt aus einem jahrzehntelangen Dornröschenschlaf in eine ökonomisch dominierte Welt wach geküsst worden. Sie fand sich Anfang dieses Jahrhunderts schlagartig in einem krisengeschüttelten Beruf wieder, den abnehmende Investitionen und zunehmende Zukunftsbedrohungen prägten. Berater aller vorstellbaren Provenienz sahen ihre Zeit gekommen. Ihr wortreiches Credo vom dringenden Wandel in der Positionierung ist als Heilsbotschaft willkommen, und die Vorstellung, sich von innen heraus zu revolutionieren, versprach auch Architekten wieder goldene Zeiten. Büroerfolg wurde TOP 1 fast jeder Büro-Agenda. Sahnige Versprechen von PR-, Kommunikations-, Unternehmens-, Medien-, Marketing- oder anderen Beraterberatern weiteten durch Anleitungen zu erfolgreicher Selbstgestaltung die Horizonte in ein architektonisches Schlaraffenland. Selbst die

am Ende wenigen hyperkreativen Scharlatane, die sich auf einem ihnen untertänigen Markt tummeln, bremsen den Erwartungstaumel ebenso wenig wie das sichtbare Aufbäumen gefährdeter Werte.

Und wo bleibt der Vorteil des Einzelnen im Meer eines vorgeblich gut beratenen Berufsstandes? Wo sind die verbesserten Chancen, wenn am Ende, da alle gut beraten, sich Exklusivität nivelliert und erneut mit erheblichem Arbeitsaufwand eine Jagd nach Aufträgen zur Deckung anfallender Beratungskosten entbrennt? Zug um Zug verblasst in diesem Treiben zudem die Gefahr, sich selbst abzuschaffen, sich seines natürlichen Ehrgeizes beraubt zu sehen oder den authentischen Charme individueller Leistung dem Pragmatismus eines exotischen Warenlieferanten zu opfern. Erschreckend dabei ist, dass Begriffe wie Kreativität, Qualität oder Emotionalität, die die Wertschätzung der Architektenschaft einmal charakterisierten, auf den angeratenen Erfolgswegen in verbal und bildreich aufgeschäumten „Architekturproduktionen“ zu versinken drohen oder bestenfalls noch die Verpackung eines gnadenlosen Preis- und Leistungskampfes aufpeppen.

Blauäugig wäre es bestimmt, den Beratungsangeboten jegliche Hilfskraft abzusprechen, können sie doch zumindest bewirken, dass die Architektenschaft nicht an sich selbst scheitert. Deutlicher muss aber darüber gesprochen werden, dass Erfolg nicht daraus wächst, Rezepte umzusetzen, die dazu verhelfen, die Fach-„Konkurrenz“ in die Tasche zu stecken. „Wer zusieht, sieht mehr, als wer mitspielt“,

konstatierte schon Wilhelm Busch und verweist auf die Bedeutung der Außensicht. Recht hat er – aber wer in unserem Zusammenhang den Weg programmiert, der als Ziel den Erfolg des Einzelnen im „Kampf“ innerhalb eines doch notwendigerweise solidarischen Berufsstandes provoziert, dafür ist der Preis, der zu zahlen ist, immer zu hoch. Ratsamer wäre es, das aufgewandte Kapital für die Anstiftung zur Empörung über diese Entwicklung einzusetzen – sei es mit oder ohne Bärenfell und Keule.



Fordern Sie jetzt
kostenlos unsere aktuellen
Kataloge an

Faszination aus Licht und Glas

Leuchtenmanufaktur

Leuchten geben nicht nur Licht, sie bestimmen auch maßgeblich die Wahrnehmung eines Raumes. Unser Programm an Leuchten deckt fast alle Einsatzmöglichkeiten von modern bis historisch ab. Bei Bedarf entwickeln wir darüberhinaus auch gerne mit Ihnen eine individuell auf Ihre Bedürfnisse abgestimmte Leuchte.

Architekturglas

Der Einsatz von Glas in der Architektur als Gestaltungsmittel bietet faszinierende Möglichkeiten. In Zusammenarbeit mit Künstlern & Architekten realisieren wir Ihre Ideen und Entwürfe. Durch unsere langjährige Erfahrung auch im Bereich Restaurierung im Umgang mit dem Werkstoff Glas sind dabei Ihrer Phantasie kaum Grenzen gesetzt.



ROTHKEGEL

GLASWERKSTÄTTE & LEUCHTENMANUFAKTUR

Huberstrasse 2a
D-97084 Würzburg
E-mail: mail@rothkegel.com
Internet: www.rothkegel.com
Telefon: +49 (0)9 31 - 6 00 96 - 0
Telefax: +49 (0)9 31 - 6 00 96 - 19

GERHARD MATZIG IM GESPRÄCH

Über Gerhard Matzig muss man nicht viele Worte verlieren. Man kennt ihn seit langem als Redakteur der Süddeutschen Zeitung, zuletzt gar als leitenden Redakteur. Architekturkritik als positive Auseinandersetzung mit Gedachtem und Gebautem, eingebettet in aktuelle gesellschaftliche Strömungen ist ein Erkennungsmerkmal seiner Texte. Seit kurzem um die unmittelbare Erfahrung des Bauens mit einem Architekten bereichert, spricht er mit uns über die aktuelle Situation der Kritik in Deutschland, seine Irrtümer und sein Haus.

Michael Gebhard: Ende 2010 hat Arch+ ein sehr schönes Heft zur Architekturkritik herausgebracht. Wie so häufig in der Rezeption der Architekturkritik wird hier ein beklagenswerter Zustand der Kritiklandschaft in Deutschland konstatiert. Wie sehen Sie die derzeitige Situation der Kritik?

Gerhard Matzig: Auch ich fand das Heft von Arch+ wunderbar, insbesondere die historischen Beiträge. Was allerdings die Gegenwartsbeschreibung betrifft, teile ich den Standpunkt in keinsten Weise. Ich war zum Beispiel vor ein bis zwei Jahren auf einem Podium, wo es genau um den Zustand der deutschen Architekturkritik ging, und hier wurde mir schnell klar, dass meine positive Sicht der Dinge – ich glaube nämlich der Architekturkritik geht es gut in Deutschland – eine Mindermeinung ist. Ich meine, dass in den letzten Jahren die Nachfrage an Architekturthemen in den Zeitschriften stark zugenommen hat. Die klassische Architekturkritik allerdings, also diejenige, die spezifisch Bauten beschreibt und darüber urteilt, ist in den populären Medien, also zum Beispiel in den Tageszeitungen, für die ich sprechen kann, weniger gefragt. Es ist anspruchsvoller geworden, über Architektur zu schreiben, und es wird mehr journalistisches Know-how verlangt.

Wenn man die Dinge nur dort sagt, wo es eh keiner hört, kann man es auch bleiben lassen. Dieses Zitat des Filmkritikers Georg Seeßlen könnte man gut den Fachzeitschriften entgegenhalten, wenn sie konstatieren, dass ihre Kritik kaum noch Leser findet. Andererseits gibt es heute so viele Möglichkeiten medialer Verbreitung wie nie zuvor. Tun sich Architekturkritiker schwer, die gewohnten Transformationskanäle und -formen zu verlassen?

Ich weiß nicht, ob ich in Fragen der neuen Medien der richtige Ansprechpartner bin. Meine Affinität ist hier nicht sehr hoch. Ich glaube, dass hier ein Beitrag meines Vorgängers Christoph Hackelsberger, ‚Ein Architekt sieht München‘, abgedruckt im Lokalteil der Zeitung, der früher großen Zuspruch fand, diesen auch heute noch finden würde. So etwas würde selbstverständlich auch als Blog funktionieren. Ich selbst fühle mich sehr wohl mit Druckerschwärze auf Papier. Insofern reizt mich das nicht. Meiner Meinung nach liegt die Präferenz für das eine oder andere Medium zuerst an den Leuten, die so etwas machen oder nicht machen, aber nicht daran, dass so etwas kein Publikum fände.

Ich denke, ein populärer Blog könnte sehr interessant sein, um damit Architektur oder architektonische Themen unter ganz andere Leute zu bringen. Leute, die so etwas dann zum Beispiel auf YouTube zufällig sehen, es vielleicht witzig finden und daraufhin beginnen, sich detaillierter für architektonische Fragen zu interessieren. Es könnte Anregung zu einer Bewusstseinsbildung sein, die außerhalb der Reichweite der Feuilletons liegt.

Das ist richtig. Als Herzog und de Meuron ihre große Ausstellung im Münchner Haus der

Kunst hatten, gab Jaques Herzog ein einziges Interview. Das hat er der Bild-Zeitung gegeben. Aus klarer Berechnung heraus. Ich fand das in seiner Begründung sehr interessant und auch berechtigt. Jaques Herzog meint, dass er genau an diese Leseklientel heranwollte, an die Leser, die in der Regel keinerlei Affinität für Architektur zeigen. Ich denke wirklich, dass man über die Insiderkreise hinaus-treten muss. Ich würde hier alles verteidigen, was das Gespräch über Architektur in Gang bringt, auch außerhalb der Feuilletons. Allerdings muss man sehen, dass man das Wissen um Architektur nicht so ohne weiteres voraussetzen kann. Im Vergleich zu anderen Genres, wie Literatur oder Musik, ist das Wissen hier weniger stark ausgeprägt.

In dem schönen Heft von Arch+ ist eine weitere Frage aufgeworfen worden, die mir so noch nicht untergekommen ist. Gibt es neben der Kritik mittels Worten auch eine gebaute Architekturkritik?

Wenn es so etwas gäbe, müsste es ja zum Beispiel ein Gebäude sein, das in seiner Art, wie es ist, auf Missstände in seiner Umgebung hinweist. Das würde ich für schlechte Architektur halten. Ich glaube nicht, dass Architekturkritik gebaut werden sollte.

Könnte man zum Beispiel nicht in den ersten dekonstruktivistischen Bauten, wie in Frank Gehrys eigenem Haus in Los Angeles, aufgrund ihrer radikalen Andersartigkeit eine gebaute Kritik sehen?

Ja, vielleicht. Aber hier ist meines Erachtens nicht das Haus die Kritik – im Wortsinn von Kritike aus dem Griechischen, die Kunst der Beurteilung. Ich meine, solche Häuser sind dann einfach ein Beitrag zur Baukultur, die fortgeschrieben wird, die sich ausdifferenziert. Es

leistet aber keinen Beitrag der Beurteilung. Es steht nach wie vor für sich selbst.

Kritik kommt immer a posteriori. Könnte sie nicht auch Katalysator einer Entwicklung sein?

Natürlich kann sie das. Es gibt ja auch in anderen Bereichen, ich denke da ganz aktuell an die Berichterstattung über die Frauenquote, die eindeutig die Anatomie des Kampagnenjournalismus angenommen hat, Versuche, Entwicklungen über die Medien voranzutreiben. Es gibt immer wieder Fälle, in denen Leute sich zusammenschließen, um etwas Stellung beziehen und dieses Thema dann permanent fortschreiben. Das könnte die Architekturkritik natürlich auch. Sie kann zum Beispiel Berliner Schlösser herbei- oder auch hinwegschreiben, immer abhängig von der Power, mit der sie das betreibt. Sie kann das aber nur, wenn sie sich frühzeitig um Entwicklungen kümmert, was allerdings viel zu selten passiert. Das ist wiederum meine Kritik an der klassischen Architekturkritik. Klassische Architekturkritik kommt in der Tat meist zu spät. Sie muss viel früher ansetzen, darf dabei nicht nur reine Architekturkritik sein, sondern muss Stadtkritik und damit viel umfassender sein.

Richtig. Wichtig ist aber auch, immer wieder einmal nach einem längeren Zeitraum Gebaudes einer Beurteilung zu unterziehen.

Ja, das gab es aber immer wieder. Ich erinnere mich hier an eine sehr schöne, bereits in die Jahre gekommene Serie in der db, wo zum Beispiel ein Gebäude nach über 50 Jahren nochmals angesehen, seine Rezeptionsgeschichte rekapituliert und über seine Bewährung im Lauf seiner Lebenszeit diskutiert wurde. Das halte ich für eine wichtige Form der Kritik, die leider auch zu wenig betrieben wird. Ich würde mir als weitere Rezeptionsform so etwas wie ein „auto, motor, sport“ der Architektur wünschen, wo es nur um die technischen Belange eines Hauses geht – wie ist sein Verbrauch, wie sind seine Kennwerte. Ich könnte mir vorstellen, dass sich hier eine große Leserschaft gewinnen ließe – sofern sich so etwas mal jemand trauen würde.

Wie steht es mit der antizipatorischen Kraft der Kritik?

Dort wo man versucht, Entwicklungen und Strömungen in der Architektur mit Entwicklungen und Strömungen in der Gesellschaft in Übereinstimmung zu bringen, kann und muss Kritik das leisten. Das ist der Bereich, wo

ich mich als Kritiker am wohlsten fühle. Ich werde demnächst eine Sammlung meiner wichtigsten Beiträge herausbringen. Anhand dieser Sammlung wird dann klar, dass ich als Kritiker fast nie Häuser besprochen habe. Es war mir immer wichtiger, Architektur in ihrem gesellschaftlichen Umfeld darzustellen, als über das Gelingen einer Sichtbetonfassade zu rasonieren.

Wie geht es Ihnen, wenn Sie ihre alten Kritiken nach fünf, zehn oder 15 Jahren erneut lesen?

Zuerst hatte ich durchaus Bedenken. Ich fragte mich, welcher meiner Texte denn zum Beispiel überhaupt noch Bestand haben könnte. Man sagt ja, dass am nächsten Tag der Fisch in unsere Texte eingewickelt wird, was durchaus eine angenehme Seite des Tagesjournalismus ist. Im Tagesjournalismus hat man es fast immer mit Augenblicksaufnahmen zu tun, die einen ganz spezifischen Reiz haben. Letztlich bin ich zu dem Schluss gekommen, dass die Artikel auch da Bestand haben, wo ich mich getäuscht habe. Und getäuscht habe ich mich oft genug.

Welches war denn Ihr größter Irrtum?

Einer meiner größten Irrtümer war mein Beitrag zur Kuppeldebatte beim Umbau des Berliner Reichstages. Hier war ich ein nahezu militanter Gegner der Kuppel. Wenn ich heute in Berlin bin, dann wundere ich mich immer noch über meine damaligen Gedanken, die ja durchaus bis zum Wiederaufstehen des wilhelminischen Deutschland mit allen seinen Folgeerscheinungen gingen. Heute kann ich nur noch feststellen, wie wohltuend das kuppelbekrönte Gebäude in der Berliner Stadtsilhouette steht.

Nun ein Vorwurf an die Kritik: Sie beleuchtet im Großen und Ganzen nur das, was ohnehin auffällt, den Rest nimmt sie nicht wahr. Sie hat sich zum Diener der Aufmerksamkeitskultur gemacht. Gibt es ein Aufmerksamkeitsdefizit der Architekturkritik?

Das würde ich ein wenig korrigieren wollen. Der Journalismus ist schon seit jeher ein Diener der Aufmerksamkeitskultur. Der Journalismus ist ein Spiegel, der das wiedergibt, was in der Gesellschaft geschieht. Das, worüber alle berichten, liest beispielsweise der Chefredakteur und fragt dann in der Redaktionssitzung danach. Da ist doch dieses interessante Hochhaus vom Architekten M. in Frankfurt. Warum haben wir keinen Beitrag darüber? Ein mutiger Ressortleiter würde jetzt sagen: ‚Ja, lieber Chefredakteur, da musst du halt die Frankfurter Rundschau kaufen, wir machen das nicht.‘

Kommt das wirklich vor?

Ja, ja – es gibt ja nichts Renitenteres als Ressortleiter bei einer Tageszeitung. Der Mechanismus des Spiegelns der allgemeinen Aufmerksamkeitsintensität für bestimmte Themen ist ein ganz normaler Mechanismus in den Medien und der Presse. Insofern könnte man

ihn auch dumm nennen. Aber nichtsdestotrotz ist es jedem guten Journalisten unbenommen, ein absolutes Rand- und Exotenthema mit großem Pomp in die Zeitung zu tragen. Er muss sich damit natürlich intern durchsetzen. Da hängt viel vom Temperament des Kritikers ab. Als Redakteur sehe ich auch, wie die Architekten oder Architekturkritiker versuchen, mir Kritiken zu verkaufen. Ich gebe zu, dass es mir, um ein Beispiel zu nennen, durchaus zu wenig ist, wenn mir jemand nur einen Bericht über ein von ihm als gelungen empfundenes Gebäude in Ostfildern anträgt. Kann derjenige dann nicht klar darlegen, was er über das Gelungensein des Bauwerkes hinaus damit aufzeigen will, wird der Beitrag wohl nicht erscheinen. Dafür haben wir keinen Platz. Ich muss hier auch meine eigene Zunft in die Kritik nehmen. Literatur- oder Filmkritiker werden ja zum Beispiel nicht müde, anhand eines Buches, anhand einer Filmszene die ganze Welt zu erklären. Da fehlt mir bei vielen Architekturkritikern die journalistische Neugier, die Leidenschaft, eine bestimmte Qualität des Schreibens und die Relevanzbehauptung. Es gibt ein Handwerkszeug für die Architekturkritik. Architekturkritik ist Journalismus, und der hat wie jede Profession seine Regeln. Der gute Artikel über ein exotisches Thema wird sich gegen einen schlechten Artikel über ein vielbeachtetes Thema durchsetzen.

Der Schweizer Journalist und Kritiker Benedikt Loderer hat einmal gesagt: Der Kritiker will geliebt werden. Stimmt das?

Hm! Manche wollen auch gehasst werden.

Architekturkritiker doch nicht! Das gibt es vielleicht in anderen Bereichen. Ich jedenfalls vermisse den Architekturkritiker, der gehasst werden will.

Also, Kritiker wollen wahrgenommen werden. Es gibt nichts Schlimmeres für einen Kritiker, wenn die Reaktion auf einen Verriss oder ein epochales Lob null ist. Interessant ist beispielsweise, dass, seit wir mit der SZ online sind, die Bereitschaft der Leser, einen zu beschimpfen, stark zugenommen hat. Früher gab es da ordentliche Briefe mit Begründungen, die durchaus zu dem Tenor kamen, man wäre völlig inkompetent. Jetzt steht schon in der Betreffzeile ‚Inkompetenz‘ mit darauf folgender Tirade. Zurück zur Liebe. Geliebt werden würde ja letztlich bedingungslose Hingabe unabhängig von meinem Tun bedeuten. Das möchte ich als Kritiker nicht. Ich möchte respektiert werden. Geliebt werden wollen Kritiker von ihren Frauen und Männern.

Sie haben kürzlich mit einem Architekten Ihr eigenes Haus gebaut. Herausgekommen ist ein Architektenhaus. Hat das Ihre Sicht auf die Architekten verändert?

Den Begriff Architektenhaus weise ich auf das Strengste von mir. Nein, der Begriff erinnert mich an andere unsägliche Begriffe wie Bäckersemmel oder Frisörfrisur. Meine Sicht auf Architekten war immer eine theoretisch positive, nach dem Motto: Architekten sind ganz wichtig. In meinem konkreten Fall, im

Ernstfall, habe ich dann hautnah erlebt, wie wichtig er für mich war. Mir wurde gerade bei der scheinbaren Einfachheit – Bau eines Einfamilienhauses – die doch immense Komplexität des Vorhabens bewusst. Da ist es unabdingbar, jemanden wie den Architekten zu haben, der die vielen vorhandenen Probleme löst. Ich habe sicherlich seither mehr Respekt vor der Profession der Architekten und ich würde wieder mit einem Architekten bauen.

KRITISCHE GESCHICHTSAUF- FASSUNG UND KULTURELLES GEDÄCHTNIS – DIE ARCHITEK- TONISCHE MODERNE UND IHR VERHÄLTNIS ZUR GESCHICHTE

Cornelius Tafel

Teil 1: „Jede Vergangenheit ist es wert, verurteilt zu werden.“ Friedrich Nietz- sches 2. Unzeitgemäße Betrachtung

Friedrich Nietzsche verfasst seine 2. Unzeit-
gemäße Betrachtung „Vom Nutzen und
Nachteil der Historie für das Leben“ in einer
Epoche, für die Geschichte eine wesentliche
Referenz im kulturellen Diskurs darstellt.
Historisches Bewusstsein und Bezug zur
Geschichte sind bedeutende Elemente in der
abendländischen Kultur des 19. Jahrhunderts.

Dank intensiver Forschung vervielfältigt sich das historische Wissen; Geschichte und Geschichtsdeutung sind zentrale Themen in Philosophie, Literatur und bildender Kunst. Doch das Verhältnis der Gesellschaft zur Geschichte ist ambivalent. Einem stark auf die Vergangenheit gerichteten kulturellen Interesse stehen ungeheure Umwälzungen auf technischem, wirtschaftlichem, politischem und gesellschaftlichem Gebiet gegenüber. In diesem Spannungsverhältnis von Vergangenheitsinteresse und Fortschrittsglauben spielt Geschichte als kulturelle Potenz durchaus unterschiedliche Rollen: Angesichts der Bedrohungen, welche die rasanten technischen und sozialen Veränderungen eben auch darstellen, kann „Geschichte“ so unterschiedlichen Aufgaben dienen, wie der Gegenwart den Spiegel vorzuhalten, Neues in historischem Gewand verständlich oder wenigstens akzeptabel zu machen oder aber den Rahmen für eskapistische Gegenwartsverneinung zu bieten. Am stärksten ist der Einfluss der Historie auf die Architektur. Während auf anderen kulturellen Feldern Geschichte zum inhaltlichen Thema wird (etwa literarisch in der Form des historischen Romans), bestimmt in der Architektur die Geschichte auch die äußere Form. Der potentiell nostalgische, gegenwartsfeindliche Aspekt des Geschichtsinteresses wird hier am deutlichsten, etwa in den „Contrasts“ des Architekten A.W.N. Pugin, in denen die verhasste gesellschaftliche Realität einer idealisierten Vergangenheit polemisch gegenübergestellt wird. Die Erlösung liegt für Pugin in einer Rückkehr zu den Werten des Mittelalters, veranschaulicht durch eine Wiederaufnahme gotischer Architektur.

Auch wenn Architektur in Nietzsches Text nicht einmal erwähnt wird, so sind es doch genau die Gefahren einer lebensfeindlichen Geschichtsverklärung, die Nietzsche zu seiner zweiten Betrachtung

veranlasst haben. Insofern lässt sich Nietzsches Text mit Gewinn auch als Grundlagentext für die Architekturtheorie lesen. Nietzsches Unterscheidungen sind über den historischen Kontext ihrer Entstehungszeit hinaus aktuell. Seinem Text stellt er das Goethezitat voran: „Übrigens ist mir alles verhasst, was mich bloß belehrt, ohne meine Tätigkeit zu vermehren oder unmittelbar zu beleben“, und leitet daraus für seine Untersuchung folgendes Motto ab: „Nur soweit die Historie dem Leben dient, wollen wir ihr dienen.“ Historie und Geschichte sind für Nietzsche Synonyme, die in nicht weiter geklärter Begrifflichkeit die tatsächliche Ereignisgeschichte, Geschichtsschreibung oder auch Geschichtsauffassung bedeuten können.

In der nachfolgenden Typologie ist Geschichte oder „Historie“ im Sinne von Geschichtsverständnis oder Geschichtsinterpretation zu verstehen. Nietzsche unterscheidet drei Typen von Historie: „In dreierlei Hinsicht gehört die Historie dem Lebendigen: sie gehört ihm als dem Tätigen und Strebenden, ihm als dem Bewahrenden und Verehrenden, ihm als dem Leidenden und der Befreiung Bedürftigen. Dieser Dreierheit von Beziehungen entspricht eine Dreierheit von Arten der Historie: eine monumentalische, eine antiquarische und eine kritische Art.“

Nietzsche widmet sich zunächst der monumentalischen Geschichtsbetrachtung: „Wodurch nützt dem Gegenwärtigen die monumentalische Betrachtung der Vergangenheit, die Beschäftigung mit dem Klassischen und dem Seltenen früherer Zeiten? Er entnimmt daraus, daß das Große einmal da war, jedenfalls einmal möglich war und deshalb auch wohl wieder einmal möglich sein wird. ... Und doch, wie ungenau wäre jene Vergleichung! Wieviel des Verschiedenen muß dabei übersehen, wie gewaltsam muß die Individualität des Vergangenen in eine allgemeine Form gezwängt werden!“

Was Nietzsche hier als monumentalische Form des Geschichtsbezuges darstellt, trifft in hohem Maße für die Geschichtsauffassung der Architektur seiner Zeit zu. Die Architekten des 19. Jahrhunderts entnehmen der Geschichte, dass das Große der Vergangenheit „auch wohl wieder einmal möglich sein wird“, indem sie in dessen Formen Neues schufen. Sie haben dabei, manchmal mit durchaus schmerzlichem Bewusstsein, die Unterschiede zur jeweils gewählten Vergangenheit ignoriert und „die Individualität des Vergangenen in eine allgemeine Form gezwängt“, dass heißt in eine von ihren historischen Bezügen abstrahierte Formensprache.

Zugleich aber kennt das 19. Jahrhundert den bewahrenden Umgang mit der Geschichte; in großem Umfang wird seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts nun das historische Erbe bewahrt, insbesondere auch das bauliche. Nietzsche schreibt: „Die Geschichte gehört also zweitens dem Bewahrenden und Verehrenden. ... Indem er das von alters her Bestehende mit behutsamer Hand pflegt, weil er die Bedingungen, unter denen er entstanden, für solche bewahren, welche nach ihm entstehen sollen, – und so dient er dem Leben.

... Das Wohlgefühl des Baumes an seinen Wurzeln, das Glück, sich nicht ganz willkürlich und zufällig zu wissen, sondern aus einer Vergangenheit als Erbe, Blüte und Frucht herauszuwachsen und dadurch in seiner Existenz gerechtfertigt zu werden, dies ist es, was man als den eigentlichen historischen Sinn bezeichnet. ... Wenn der historische Sinn das Leben aber nicht mehr konserviert, sondern mumifiziert: so stirbt der Baum allmählich ab.“

Aus dem Historischen Zukunftsweisendes zu schaffen, ja eine neue Architektur zu entwickeln, ist beispielsweise ein Bestreben des Architekten, Denkmalpflegers und Theoretikers Viollet-le-Duc, der historische Monumente, ja ganze Stadtanlagen in freier Rekonstruktion wiederherstellte und in seinen architekturtheoretischen Schriften versuchte, eine moderne Eisenarchitektur aus gotischen Formen abzuleiten. Ihm kam es darauf an, historischen Sinn nicht zu „mumifizieren“, sondern zu „konservieren“. Inwieweit die reine Bewahrung des Vergangenen diese nicht nur konserviert, sondern auch mumifiziert, ist eine Debatte, die im Umgang mit historischer Substanz seit dem 19. Jahrhundert immer wieder neu geführt wird.

Die Spannungen, die sich auftraten zwischen den revolutionären Neuerungen in Technik und Gesellschaft einerseits und dem gesellschaftlichen Zwang andererseits, diese Neuerungen in Formen der Geschichte zu bewältigen, führte im Verlauf des 19. Jahrhunderts zu einer Zunahme kritischer Stimmen, die den architektonischen Historismus generell in Frage stellten. Durch die gesellschaftliche Katastrophe des Ersten Weltkrieges findet dabei eine zusätzliche Radikalisierung statt. Nietzsches in der Blütephase des Historismus geschriebene 2. Unzeitgemäße Betrachtung wirkt da geradezu prophetisch, indem sie das Verhältnis der architektonischen Moderne zur Geschichte vorausnimmt, in jenem Abschnitt, in dem er eine dritte Form der Auseinandersetzung mit der Geschichte benennt: „Hier wird es deutlich, wie notwendig der Mensch neben der monumentalischen und antiquarischen Art, die Vergangenheit zu betrachten, oft genug eine dritte Art nötig hat, die kritische: und zwar diese wiederum im Dienste des Lebens. Er muß die Kraft haben und von Zeit zu Zeit anwenden, eine Vergangenheit zu zerbrechen und aufzulösen, um leben zu können. ... jede Vergangenheit ist es wert, verurteilt zu werden.“

Teil 2 folgt in Heft 2.11.

LAX IN FRAGEN GEISTIGEN EIGENTUMS

Cornelius Tafel

„Wissen Sie einen Besseren?“, soll Richard Strauss einem Kritiker geantwortet haben, als dieser ihm vorwarf, ein Motiv von Mozart gestohlen zu haben. Die Musikgeschichte ist voll von solchen produktiven Diebstählen: das beginnt beim Parodieverfahren des Barock, bei dem ganze Vokal- oder Instrumentalsätze recycelt wurden, bis hin zu den Coverversionen der Popmusik, die oft erfolgreicher sind als das Original. In der Literatur ist das nicht anders: Bert Brecht verkündete geradezu stolz, „lax in Fragen geistigen Eigentums“ zu sein. Dies galt gleichermaßen für die literarische Ausbeutung seiner weiblichen Kolleginnen als auch für die Ausbeutung von Autoren wie Villon und von Werken wie der *Beggars Opera*.

Entscheidend ist: Mit den jeweiligen Zutaten, und seien sie auch alle geklaut, entsteht ein neues Ganzes. Offensichtlich gelten – buchstäblich – in der Kunst andere Gesetze als in der Wissenschaft. Zitate werden nicht nur nicht gekennzeichnet (wie auch), sie haben auch einen ganz anderen Stellenwert. Als Karl der Grosse seine Pfalzkapelle in Aachen nicht nur nach dem Vorbild von San Vitale in Ravenna bauen, sondern auch noch Originalsäulen von dort stibitzen ließ, war dies weniger Diebstahl als vielmehr Aneignung, auch in einem politischen Sinne. Die Übernahme von Themen und Motiven, ja auch der äußeren Form, ist ein konstitutives Merkmal jeder Kulturentwicklung. Es stellt das jeweilige Kunstwerk in einen neuen Zusammenhang, schafft zusätzliche Bedeutungen und erweist nicht zuletzt auch dem Vorbild Referenz. Wenn Vergil, wie Homer, seine *Äneis* mit der Anrufung der Muse beginnt, dann

klaute er damit nicht ein Motiv mangels eigener Einfälle, sondern er stellt sich damit in eine Tradition. Dies begründet sich ja dann auch im Text selber, der ja gleichsam eine Fortschreibung der Ilias ist. Zugleich begegnet er dem Vorbild auf Augenhöhe. Der Anspruch auf Gleichwertigkeit mit einem hohen Vorbild ist in seiner politischen Dimension nicht weniger gewichtig als bei Karl des Großen Pfalzkapelle. Für die Erreichung eines hohen kulturellen Niveaus ist die Arbeit an einem Typus, der immer wieder verfeinert und behutsam weiterentwickelt wird, geradezu Voraussetzung. In der Architektur finden sich dafür Beispiele zuhauf, vom Bauernhaus bis zum griechischen Tempel. In der Moderne ist ein Beispiel die Lebensleistung Mies van der Rohe, des Mannes, der sich weigerte, jeden Montag einen neuen Stil zu erfinden. Auch an Einzelbauten kennt die Moderne diese Auseinandersetzung mit dem Vorbild, an dem sich ein Nachfolger abarbeitet. Beispiele sind die Faguswerke als Auseinandersetzung mit der Turbinenhalle von Behrens oder Philipp Johnsons Glass House als Antwort auf das Farnsworth House.

Insgesamt jedoch ist die Moderne ein spätes Opfer des Geniekultes des 19. Jahrhunderts: Jedes Bauwerk eines Architekten muss ein Original sein. Wir haben an dieser Stelle bereits früher das Verschwinden ausgereifter Typologien festgestellt. Einer Typologie zu folgen bedeutet, die Leistung von Vorgängern, ja einer ganzen Gesellschaft zu akzeptieren. Demgegenüber gibt es viele Architekten, die sich rühmen, mit jedem Bauwerk wieder von vorne zu beginnen. Diese Haltung führt zu jenem exaltierten Diventum, das krampfhaft immer Neues sucht, und sei es noch so weit hergeholt.

Und so sollten wir nicht an denen herummäkeln, die ganz offen sich passender Architekturmotive bedienen. Seien wir ehrlich: Die

Pinakothek der Moderne ist ein gelungener Bau mit all ihren Zitate, die ohne Verlust nicht wegzudenken wären. In der Gesamtanlage, und darauf kommt es an, ist sie stimmig. Gemäß Oscar Wildes Diktum „Mein Geschmack ist ganz einfach – von allem nur das Beste“: die Rotunde von Schinkel Altes Museum, die Raumdiagonale und ein paar Säulen von Schultes, Fenster wie am Wallraff-Richartz-Museum von Ungers. Nur beste Zutaten. Wüssten Sie bessere?



Innenhafen Dübburg (NF 1)
Architekten: Foster and Partners London



MOEDING ZIEGELFASSEADE

Die Moeding ALPHATON®-Ziegelfassade,
der Maßstab für Wirtschaftlichkeit und
Wohnqualität,

das Fassaden-System der Zukunft.

-vorgehängt, hinterlüftet, wärmegeklämmt-

Moeding Keramikfassaden GmbH
Ludwig-Girnguber-Straße 1
84163 Marklkofen
Germany

Telefon +49 (0) 87 32 / 24 60 0
Telefax +49 (0) 87 32 / 24 66 9

www.moeding.de

SIEBEN FRAGEN AN

PETER BOHN

1. Warum haben Sie Architektur studiert?
Weil mich das interessiert hat, schon immer.
Weil es mich zufrieden zu machen versprach.

2. Welches Vorbild haben Sie?
„Wir müssen das, was wir denken, auch sagen. Wir müssen das, was wir sagen, auch tun. Und wir müssen das, was wir tun, dann auch sein.“ Alfred Herrhausen

3. Was war Ihre größte Niederlage?
Immer wieder aufs Neue: meinen tiefen Gefühlen nicht wirklich nachzugehen.

4. Was war Ihr größter Erfolg?
Meine wundervollen und wunderlichen Kinder.

5. *Was wäre Ihr Traumprojekt?*

In einer gerechten Gesellschaft zu leben.

6. *Inwiefern haben sich Ihre Vorstellungen erfüllt?*

Ich entwickle täglich neue. Vergiss, was du bisher gemacht hast.

7. *Was erwarten Sie sich vom BDA?*

Klares Bestimmen und Benennen seiner inhaltlichen Ziele, verbunden mit dem Bemühen um stete Aktualität; Auseinandersetzung im offenen Dialog, vor allem in der Gruppe selbst, hierbei zuhören lernen, demokratischer werden, den Diskurs mit allen Konsequenzen wagen, keine Angst haben! Sei Avantgarde! Bei allem: sei so einfach wie möglich. Und: überrasche mich!

VORSTANDSWAHLEN KREISVERBAND MÜNCHEN-OBERBAYERN

Anne Steinberger

Die Mitgliederversammlung des Kreisverbandes München-Oberbayern hat in der Sitzung vom 25. Januar 2011 in München unter Wahlleitung von Muck Petzet turnusgemäß Vorstandswahlen durchgeführt und Markus Julian Mayer (München) zum ersten Vorsitzenden gewählt. Er folgt Florian Fischer ins Amt, der den Kreisverband in den vergangenen zwei Jahren geführt hat. Stellvertretender Vorsitzender ist Jan Spreen (München), Georg Brechensbauer (München) wurde zum Schatzmeister gewählt. Als Beisitzer wurden Peter Scheller (München) und Robert Rechenauer (München) neu gewählt, Jochen Spiegelberger (Traunstein), Eberhard Steinert (Garmisch-Par-

tenkirchen) und Frida Zellner (Ingolstadt) wurden in ihrem Amt als Beisitzer für die Regionen Süd-Ost, Süd-West und Nord bestätigt.

Der Verband bedankt sich bei den scheidenden Vorständen Florian Fischer, Wolfgang Brune, Michael Wimmer und Ingrid Amann für das große ehrenamtliche Engagement und wünscht dem neuen Vorstand gutes Gelingen und eine erfreuliche Zusammenarbeit. Herzlichen Glückwunsch!

Der neue Kreisvorsitzende Markus Julian Mayer, Jahrgang 1961, führt seit 1989 ein Architekturbüro und seit 2007 gemeinsam mit seinem Partner Andreas Büscher das „atelier hybride“ in München. Mayer engagiert sich seit langem für die Interessen des BDA, so unter anderem im Berufungsausschuss und der AG Klima. In der Bayerischen Architektenkammer leitet er seit 2003 die Arbeitsgruppe Junge Architekten. Im Rahmen der Mitgliederversammlung entwickelt er ein Zukunftsbild des Verbandes, der sich seiner gesellschaftlichen Bedeutung gemäß der Aufgabe als kompetenter Ansprechpartner stellt und sich zu den großen Themen demografischer Wandel, neue Wohnformen, Nachhaltigkeit, regionales Bauen sowie zu aktuellen Themen der Baukultur äußert. Das hohe politische Bewusstsein und die gesellschaftliche Kompetenz der Verbandsmitglieder bilden nach seiner Einschätzung eine fruchtbare Basis für den Austausch mit Vertretern staatlicher und kommunaler Gremien sowie weiterer kultureller Institutionen. Diesen Austausch zu pflegen und zu intensivieren, ist eines der Ziele des neuen Vorstandes.



Berufshaftpflicht- versicherung für

- Architekten
- Ingenieure
- Generalplaner
- Sachverständige
- Projektsteuerer

Infos unter:

ass
cura

Architekten- und Ingenieur
Assicuranzmakler GmbH

Maurer / Dotzauer / Truchseß

Keltenring 7
82041 Oberhaching

T 089.64 27 57-0

F 089.64 27 57-79

info@asscura.de

www.asscura.de

**Fachmakler des Bund Deutscher
Architekten in Bayern**

WENN JOURNALISTEN DURCH DIE STADT GEHEN

Satiren zusammengestellt von Cornelius Tafel

Architekten bleiben gern unter sich, besonders dann, wenn es um die Beurteilung von Architektur geht. Was die Fachpresse über uns schreibt und die Kollegen über uns sagen, zählt. Zufriedenheit oder Unzufriedenheit von Bauherren und Nutzern, die ja keine Ahnung haben, gilt weniger als Lob oder Kritik der Kollegen. Nicht wenige Architekten tragen Klagen und Verwünschungen enttäuschter Bauherren und Nutzer wie einen Orden, von verlorenen Prozessen berichtet man stolz wie der Veteran von seinen Kriegsverletzungen.

Der Bauherr ist der natürliche Feind des Architekten und die Gesellschaft als Ganzes eine

Masse von Unwürdigen. Verletzt reagiert die Architektenschaft auf das schlechte Bild ihrer Branche in der Öffentlichkeit. Immer wieder gibt es Versuche, dieses Bild zu verbessern. Zuzuhören könnte schon mal ein erster Schritt sein. Wir zitieren daher zwei Stimmen aus der Nicht-Architektenschaft, die sich unseres Themas in besonders engagierter Weise angenommen haben.

Der Satiriker Wiglaf Droste, von Willi Winkler als „Tucholsky unserer Tage“ gefeiert, veröffentlichte unter dem Titel „Architektur und Verbrechen“ in die Märkische Allgemeine vom 4. August 2009 eine Glosse, aus der folgendes Zitat stammt: „Unter den Künsten ist die Architektur die folgenschwerste. Ein misslungenes Buch muss man nicht lesen, schlechte Musik nicht anhören, uninspirierte Bilder und Filme nicht anschauen. Architektur aber ist unentrinnbar öffentlich, die Folgen treffen nicht nur Bewohner, sondern jeden Betrachter. Nicht selten sieht Architektur aus wie ein Großversuch am Menschen: Was erträgt er, wie viel kann er erdulden? Es gibt Einzelgebäude, Straßenzüge, Wohnquartiere und ganze Städte von unniederringbar deprimierender Hässlichkeit und Schabigkeit, von monströser städtebaulicher Großmannssucht und architektonischer Eitelkeit, die ihre Betrachter jeden Tag aufs Neue in den Erblichungswunsch treiben. Die Verhässlichung der Welt ist ein strafrechtlich nicht relevantes Delikt; verhindert werden könnte es, indem man Architekten und ihre Finanziers zwänge, in den errichteten Gebäuden selbst zu wohnen, zu arbeiten oder sie jeden Tag anzusehen.“

Jetzt wüssten wir doch zu gerne, wer an dem Elend schuld ist. Wiglaf Droste hilft uns weiter: „Vor 90 Jahren kam das Bauhaus in die Welt; seine Gründer, traumatisiert vom Ersten Weltkrieg, wollten

alles besser machen und der Menschheit einen Dienst erweisen. ... Heute ist Bauhaus ein Synonym für das Elend der Städte. Man denkt an den Terrorismus des rechten Winkels, an Schuhkarton-Architektur, an Banlieus und an Favelas, an Betonburgen, an die Scheußlichkeiten touristischer Massenverklappung. Es ist zwar ungerecht, allein der Architektur anzulasten, was von freiwirtschaftlich genannter Bereicherungsbegierde ausgeheckt und von korrupter Politik ermöglicht wird. Aber der Architekt ist eben immer potentiell der willfähige Helfershelfer des Hässlichen, und im Regelfall ist er es auch tatsächlich. Und so sind die einzigen Menschen, die Architekten mögen, selber Architekten. Deshalb schließen sie sich ja auch so oft in Gruppen zusammen. Was blieb vom Bauhaus? Mies van der Rohes legendäre Stahlrohrsessel stehen heute in Freischwingerclubs, und Millionen von Laubentpiepern, Eigenheimlern, Hobbykelleristen und anderen Amateurkrachmachern versorgen sich in Filialen der Bauhaus-Märkte mit den benötigten Utensilien, um die Welt auch im Kleinen und Individuellen mit Hässlichkeit und Abgeschmack zu verunzieren. Das darf man schließlich nicht den Profis überlassen.“

Brrr – so eine kalte Dusche tut richtig gut. Eines Kommentars werden wir uns enthal-

ten, aber für die flüchtigen Leser sei doch auf Drostes wunderbare Wortschöpfungen wie „unniederringbar hässlich“ und „Freischwingerclub“ hingewiesen – genial. Und die Konjunktivform „zwänge“ ist zum Mindesten innovativ. Dass solche Polemiken nicht nur in der Märkischen Allgemeinen, sondern auch in der staatstragend-überregionalen Presse möglich sind, zeigt das folgende Zitat aus der Kolumne „Martenstein“ in DIE ZEIT vom 11. September 2008:

„Ich schlage vor, den Tatbestand ‚Architekturverbrechen‘ unter Strafe zu stellen. Der Paragraph könnte folgendermaßen lauten: ‚Personen, die an der Planung, Finanzierung und Errichtung von Bauwerken oder an der Bewilligung von Bauwerken mitwirken, die das ästhetische Gemeinwohl mehr, als nach Abwägung aller Umstände erforderlich, beeinträchtigen oder das Stadtbild schädigen oder die Lebensfreude der Bürger der Bundesrepublik Deutschland dauerhaft in Mitleidenschaft ziehen, werden mit Gefängnis nicht unter zwei Jahren bestraft. Der Versuch ist strafbar. ... Ein Architekt, der das Schamgefühl seiner Mitmenschen verletzt, indem er in einer Parkanlage sein erigiertes Geschlechtsteil entblößt, wird bestraft oder kommt in eine Klinik. Wenn aber der gleiche Architekt statt seines Geschlechtsteils in oder neben der gleichen Parkanlage ein für sensible Betrachter mindestens ebenso schockierendes, sogar deutlich größeres und deshalb für seine Mitmenschen noch viel besser sichtbares Einkaufszentrum entblößt oder aufstellt, kommt er straffrei davon. ... Juristen weisen mich auf ein angebliches Problem hin. Lärm lasse sich objektiv messen. Hässlichkeit dagegen sei subjektiv. Das lasse ich nicht gelten. Wie oft haben in meiner Studentenzeit Nachbarn wegen angeblich unerträglichen Lärms die Polizei gerufen, wir Partygäste fanden aber es gar nicht zu laut. Wenn wir wegen Hässlichkeit die Polizei rufen dürfen, werden si-

cher Bauherrn und Architekten auf der Straße stehen und heuchlerisch sagen, wieso, ist doch schön, unser Haus. Umso besser. Dann kann man sie gleich alle hopsnehmen.“

Dass wir Architekten von Berufs wegen bereits mit einem Bein im Gefängnis stehen, ist uns bewusst. Wenn Droste und Martenstein ihre Initiative bis zur Gesetzesreife treiben, können wir das andere Bein gleich nachziehen. Dass die gute alte Tante „ZEIT“, wenn es um Architektur geht, soviel Nähe zum deutschen Stammtisch aufweist, haben wir so auch noch nicht gewusst. Dafür allein hat sich die Lektüre doch schon gelohnt.

ANGEKLAGT: HÄSSLICHKEIT

Erwin Wachter

Wie hässlich! Ohne die geringsten Bedenken fallen Menschen mit diesem laienhaften Pauschalurteil über Neubauten her, die ihr Augenmerk gefunden haben. Verbinden sich diese Bauten vereinfacht betrachtet mit dem Begriff moderne Architektur, so werden sie oft noch schneller und kategorischer in die Schublade der Hässlichkeit verbannt. Diese Neigung zur ungenierten Meinungsäußerung mit verallgemeinertem Gültigkeitsanspruch ist von einer Dimension und von einer Selbstverständlichkeit, die Gegenwehr nicht im Geringsten erwartet. Dafür schwelgen solcherart Beurteiler in Wortskalen von Geschmacksverirrung, Zumutung, Verschandelung oder auch verheerender Gleichgültigkeit, mit der Bauherren und noch mehr Architekten der Selbstherrlichkeit, Arroganz und Ignoranz verdächtigt werden.

Da derartige Äußerungen sich bekanntlich in ihrer fraglosen Subjektivität im ersten Moment der Wahrnehmung bilden, kann dieser Eindruck ohnehin nur flüchtiger Natur sein – ohne allgemeinen Anspruch an einen breiten Konsens. „Hässlichkeit“ beschreibt in der Regel lediglich äußere Erscheinungsbilder in

einem reinen Geschmacksurteil. Interessant in diesem Zusammenhang ist, dass solche Wertungen wie „hässlich“ oder auch „schön“ schnell einen Konsens innerhalb gleichorientierter Gruppen finden. Allerdings nehmen im Allgemeinen die genannten Kriterien für das „Schöne“ einen überwältigend größeren Raum ein, als jene des „Hässlichen“. Woraus geschlossen werden kann, dass sich wenig Honig aus der Hinterfragung der Beurteilung mit dem Prädikat „hässlich“ bei Bauten saugen lässt. Überzeugende Argumente wären einem bloßen Geschmacksurteil überlegen, das wie Peter Altenberger es formulierte, bereits ein ästhetisches Verbrechen an und für sich sei, weil es nur immer das Andere wolle.

DIE FRAUEN DES ARCHITEKTEN

Klaus Friedrich

Romane, die in Architekturbuchhandlungen auf dem Tresen liegen, sind mir mittlerweile suspekt. Suggestieren sie doch, dass es eine Prosa gebe, die als quasi literarisches Grundvokabular von Architekten zu lesen sei. Calvins „Die unsichtbaren Städte“ fallen einem dabei ebenso ein wie Döblins „Berlin Alexanderplatz“. Der Titel „Die Frauen“ von T.C. Boyle, erschienen 2009, gehörte bislang nicht dazu. Vor kurzem sah ich es dann doch just dort liegen und hätte, ohne den Roman bereits gelesen zu haben, einen Bogen um ihn gemacht.

Durch sein publiziertes architektonisches Oeuvre scheint der Mensch und Exzentriker

Frank Lloyd Wright naturgemäß nicht durch. Und so ist mancher Schlüssel zum Verständnis seines Schaffens, insbesondere der zum Wandel seines Formen- und Materialvokabulars in seinen Bauten nur zu erahnen. Finden sich im frühen Werk, den Präriehäusern, dem Johnson Wax Gebäude bis zum Haus Falling Water sehr eindrucksvoll gestaltete Innenräume mit sorgfältig ausgesuchten Materialien, Lichtstimmungen und dekorativen Details, so scheinen in seinem Spätwerk zuweilen Raum, Material und Formensprache ein voneinander losgelöstes Eigenleben zu führen. Nicht minder befremdet ein Teil der von ihm verfassten Schriften, die – von großem Pathos getragen – schwer verständlich sind.

Auch der Roman „Die Frauen“ nimmt nicht die Person Frank Lloyd Wright in den Fokus der Betrachtung, sondern setzt bei seinen drei Ehefrauen und der Geliebten Mamah Borthwick Cheney an. Basierend auf historischen Fakten und frei Erfundenem entsteht ein äußerst kurzweiliges und unterhaltsames Zeitgemälde, in dessen Verlauf aus den Blickwinkeln der Frauen das Zusammenleben mit Wright erzählt wird. Dass der überlebensgroße Architekt nicht immer in den besten Posen beschrieben wird und dem Leser manchmal verquer und hilflos erscheint, macht ihn jedoch greifbarer. Mit Fortschreiten der Geschichte erscheint er wie wir alle: als ein Mensch, der seine Form aus Licht und Schatten erhält. Mit subtilem Witz und ans Derbe grenzender Unverblümtheit, mit Ironie und sensiblem Gespür für die menschlichen Fehler lässt T.C. Boyle nichts aus, was zu einem großartigen Mosaik gehört, als das sich die tatsächliche und erfundene Geschichte darstellt. Selbstverständlich endet sie – mit einem Verbrechen.

T.C. Boyle: Die Frauen; Hanser 2009 oder DTV 2010

FIT FÜR DIE ZUKUNFT

Monica Hoffmann

Das Buch des Wandels von Matthias Horx geht jeden an, denn Wandel findet durch veränderte menschliche Verhaltensweisen statt. Deswegen ist auch jeder für Horx Schiedsrichter in diesem Spiel. Dynamische Systeme in ihren gesellschaftlichen, psychologischen, wirtschaftlichen, spieltheoretischen Dimensionen werden durchdrungen und Grundregeln des Wandels herausgearbeitet. Das Buch befreit von eingefahrenen Denkmustern und macht Lust auf neue Erfahrungen. Es ist für jeden auf der persönlichen, der beruflichen und sozialen Ebene eine Fundgrube. Auch für Architekten, insbesondere für die unzufriedenen, die den Wandel nicht nur begrüßen, sondern selbst mitgestalten wollen. Rationalen Optimismus nennt man heute die Einstellung zur Zukunft, die zwischen Optimismus und Pessimismus ausgleicht und positive Lösungswege studiert.

Horx, Matthias, Das Buch des Wandels. Wie Menschen Zukunft gestalten; DVA München 2009

HERMANN SCHERZER 85

Hans Peter Haid

Hermann Scherzer wurde im März 85 Jahre alt. Wer im Fränkischen kennt ihn nicht, den Architekten, den Hochschullehrer, den Baukunstbeirat, den Landesdenkmalrat...

Schon früh lernte er von seinem Vater, dem Kunstprofessor Konrad Scherzer, das „Sehen“ und Zeichnen. Seine Begabung perfektionierte er als Döllgastschüler an der Technischen Universität München. Bis heute zeigt sich in seinen Aquarellen und Zeichnungen, nicht nur in den legendären Weihnachtskarten, sein künstlerischer Impetus. Die Strichführung, die intensive Beobachtung, die Liebe zum Detail offenbart eine Neigung zur Präzision, ja zur Perfektion.

Zusammen mit seinem Bruder Gerhard begründete er in den 1950er Jahren nach dem ersten Wettbewerbserfolg das Architekturbüro G + H Scherzer. Ausgestattet mit fundiertem Handwerkszeug, scharfsinnigem Intellekt und rhetorischer Begabung hat er zahlreiche städtebauliche Planungen und Objektplanungen im nordbayerischen Raum erfolgreich verwirklicht. So war es nur eine Frage der Zeit, bis er als Lehrer an das Technikum in Nürnberg berufen wurde. Mit dem Aufbau des Curriculums, seiner fachlichen Kompetenz als praktizierender Architekt begeisterte er seine Studenten und übertrug seine Energie und Lebensfreude auf die Wissbegierigen. Die Durchsetzung der Hochschulreform vom Polytechnikum zur Fachhochschule in den 1970er Jahren war für den Organisator und Strategen eine persönliche Pflicht. Seine Hochschulkollegen zollten ihm ihren Respekt mit dem Amt als Dekan über mehrere Wahlperioden hinweg. Wie stark er seiner Hochschule noch immer verbunden ist, wird mit der Stiftung eines Studienförderpreises zu seinem 80. Geburtstag deutlich.

Besondere Wertschätzung erfuhr Hermann Scherzer nicht nur bei Bauherren, Hochschulkollegen und Studenten, sondern ebenso parteiübergreifend bei Politikern und bei der

Wirtschaft. Mit der Berufung in den Baukunstbeirat der Stadt Nürnberg, dessen Vorsitzender er lange Jahre war, und in den Landesdenkmalbeirat wurde seine umfassende Fachkompetenz gewürdigt und anerkannt. Sicherer Urteilsvermögen und Ratio machten es ihm stets leicht, zwischen konträren Positionen und Parteien zu vermitteln und damit der Sache – der Architektur – zu dienen. Mit seinem Urteil über Architektur und Stadtplanung sowie dem untrüglichen Wertmaßstab überzeugt er noch heute in Diskussionsforen. Die Aufzählung seiner aktiv gelebten Ämter ließe sich fortsetzen mit seinem Wirken für den BDA-Kreisverband, dem Vorsitz des Fördervereins Fränkisches Freilichtmuseum Bad Windsheim, in der Kammervvertretung, dem Kammervorstand...

Wie konnte er in seiner Schaffenszeit nur all diese Positionen intensiv ausfüllen und prägen? Ohne Gewissheit zu haben, waren es neben seinen Fähigkeiten seine Disziplin, Perfektion und Ordnungsliebe – eben die Charaktereigenschaften von Hermann Scherzer. Wir wünschen dem Jubilar beste Gesundheit, weiterhin Freude und scharfsinnige Begleitung des Geschehens um die Architektur und um seine Ohm-Hochschule.

FRED ANGERER 1925 BIS 2010

Gerd Feuser

Fred Angerer, der Hochschullehrer, Architekt, Partner und Freund vieler, die mit Planen und Bauen befasst sind, ist am 28. Dezember 2010 nach kurzer Krankheit gestorben. Sehr unerwartet, zu plötzlich für alle, die ihn nun vermissen und um ihn trauern.

Was machte Fred Angerers Persönlichkeit aus, als Architekt, als Hochschullehrer, als Kollege und Freund? Es war die unglaubliche Energie, die ihn auszeichnete, und seine Leidenschaft für die Architektur, die ihn antrieb. Entwerfen war für ihn eine soziale und technische Aufgabe. Sein Denken galt nicht dem einzelnen Bauwerk allein, sondern der gesamten human gestalteten Stadt.

Angerer wuchs in München auf. Kindheit wie Schulzeit waren bescheiden und kriegsbedingt verkürzt, aber prägend. Als technikbegeisterter Oberschüler besuchte er oft die Sammlungen und Bibliothek des Deutschen Museums neben seiner Schule. Nach dem Reifevermerk wurde er in den Krieg geschickt, an der Ostfront schwer verwundet und in fast aussichtsloser Situation aus dem Feuerhagel gerettet.

Nach Lazarettaufenthalt kam er, noch auf Krücken, zunächst in eine quälende Gefangenschaft, dann erst zurück nach München. Nur mit Hilfe seiner Energie überstand er diese bittere Zeit. Es folgte eine glücklichere.

1946 kam Angerer als Architekturstudent an die TH München, schloss nach drei Jahren mit Auszeichnung ab und erhielt ein verlockendes Angebot als Mitarbeiter im Büro von Professor Abel. Als dort nach einem Jahr ein erhoffter Auftrag nicht einging, empfahl man ihn als wissenschaftlichen Assistenten für Baukonstruktion und Städtebau an die THM. So begann die doppelte Karriere Angerers als Architekt und als Hochschullehrer.

Die Architektenkarriere Fred Angerers begann überzeugend mit dem Gewinn mehrerer Wettbewerbe in kurzer Zeit und daraus folgenden Aufträgen. Er schöpfte dabei aus seinen Lehrfächern. Seine städtebauliche Kenntnis ging von der „Toskanischen Stadtbaukunst“ bis zu den Werken Fritz Schumachers. Sein Verständnis von Baukonstruktion begann mit den Werken der Antike und ging bis zu denen Nervis und Candelas. Mit diesem Wissen gelang das Ordnen komplexer Zusammenhänge und das Finden der dazu angemessenen Hülle. In diesen Disziplinen lagen die Fähigkeiten Angerers und dort blieben zeitlebens seine Interessen. Diese zeigten sich in den Entwurfsskizzen, schnell gezeichnet mit sicherem Strich auf kariertem Papier maßstabsgetreu und gut lesbar: alle Grundrisse, Schnitte, selten Ansichten oder Perspektiven. Manchmal standen Berechnungen am Rand. Die Erinnerung an böse Zeiten war auch ein Argument für geringen Raumverbrauch. So arbeitete er mit Enthusiasmus bis zu seinem Tod.

Die Wettbewerbe ließen den Architekten Angerer als Teilnehmer nicht los, vom ersten 1954 für die Olympia-Morata-Schule in Schweinfurt bis zum letzten für den Umbau des Marstall in ein Konzerthaus 2009. Später wurde er sehr häufig und überall in Deutschland in Preisgerichte gerufen. Ebenso häufig wählte man ihn zum Vorsitzenden, weil er die Arbeiten schnell analysierte, verständlich erläuterte und alle Preisrichter, Architekten und Laien mit seinem Urteil überzeugend lenkte.

Für Angerers Entwerfen, seine Auffassung von Architektur, stehen schon seine frühen, strengeren Bauten. Seine Werke sind allgemein bekannt und in seinem 2010 erschienenen Buch aufgeführt. Dort fehlt leider das eigene Haus, nur ein kleines Werk, das sich aber durch bescheidene Klarheit und doch so angenehme Atmosphäre auszeichnet, innen wie außen, wo die grüne Hand seiner Frau Ruth spürbar ist.

Die Stelle als wissenschaftlicher Assistent übernahm er von 1955 bis 1956 bei Professor Werner. Anfänglich betreute er an dessen Lehrstuhl die Fächer Baukonstruktion und Entwerfen, später den Städtebau und begann so seine Laufbahn an der Hochschule. Die sollte gleich zu Anfang gesichert werden mit einer

Promotion. Daraus wurde zusammen mit anderen anerkannten Leistungen 1958 eine sehr erfolgreiche und folgenreiche Habilitation über das „Bauen mit tragenden Flächen“. Später wurde sie gedruckt, in vielen Auflagen, auch übersetzt im Ausland. In Folge kam ein Lehrauftrag für Industriebau. Fred Angerer wurde 1961 außerordentlicher Professor für Städtebau an der THM. Das Fach Entwerfen kam 1968 dazu, gleichzeitig die ordentliche Professur. Seine Qualifikation als Lehrer mit großer praktischer Erfahrung bewies er auch mit seinem Skriptum: ein Nachschlagewerk mit Beispielen gestalteter Stadträume und Typendarstellungen von Wohnhäusern aller Art mit Kommentaren zur Anwendung, gedruckt als Material zu den Vorlesungen, heute noch lesenswert. In den wöchentlichen Vorlesungen begeisterte er alle Hörer, in den Übungen baute er in beratendem Gespräch den einzelnen Studenten auf. Bis zur Emeritierung 1993 hat er für den Lehrstuhl, die Hochschule und verbundene Einrichtungen wertvolle Dienste geleistet.

Fred Angerer war ein großartiger Kollege. Oft und gern wurde seine Freundschaft gesucht. Er beschenkte viele mit seinem Rat, im privaten und öffentlichen Bereich. In der Zusammenarbeit blieb er sachlich, vertrauensvoll, Ruhe ausstrahlend. Unruhig wurde er allein bei noch unfertiger Arbeit, während die Zeit ablief. Nach gemeinsam erbrachter Leistung verwandelte sich seine strenge Art in herzliche, humorvolle Freundschaft. So vermissen wir ihn.

NOTIZ

Dr.-Ing. Wolfgang Bachmann stellt sich neuen Aufgaben. Nachdem er 20 Jahre Chefredakteur des Baumeister war, konzentriert er sich seit Februar 2011 auf seine neuen Rollen als Herausgeber und Autor. Seinen bisherigen Posten übernimmt der Journalist und Kunstwissenschaftler **Alexander Gutzmer**, der bisher Editorial Director bei BurdaYukom Publishing war.

Da meldet er sich wieder zu Wort, der Idealist. Einfach den Dichter durch den Architekten ersetzen und von **Oskar Maria Graf** lesen: „Seht ihr Dichter der Welt und insbesondere ihr heutigen deutschen Poeten immer noch nicht ein, daß die Handhabung der Sprache und des Wortes nicht dazu da sind, um untereugleichen fortwährend nur künstlerisch damit zu experimentieren, während rund-

herum um euch eine unheilvolle brennende Welt dem sicheren Verderben entgegenblüht? Empfindet denn nie einer von euch, daß der Dichter wie kein anderer dazu verpflichtet ist, ein beständiger Mahner des öffentlichen Gewissens, der Schöpfer von Klarheit und Vernunft und der Erwecker des Guten und Schönen im Menschen zu sein?“

Alte Keller in neuem Glanz

mit dem I-Bausystem®

Die beste Art schnell und preiswert feuchte Keller nutzbar zu machen. Aufgaben, die nur Fachleute gründlich und dauerhaft lösen können.

*Feuchte Wände? Mauersäge?
Trockenlegung? Hausschwamm?*

*Isar Bautenschutz GmbH
Reisingerstr. 10
85737 Ismaning
Tel. 089-96 20 04 09
Fax 089-96 20 04 11
bromm@isarbautenschutz.com
www.isarbautenschutz.de*

Wir sind die Spezialisten für Mauertrockenlegung und Partnerbetrieb von Meisterring

IMPRESSUM

Herausgegeben vom Arbeitskreis für Presse und Information im Landesverband Bayern des BDA

Die BDA-Informationen erscheinen in unregelmäßiger Folge viermal im Jahr und können im Jahresabonnement für EUR 16,00 incl. Porto beim Arbeitskreis für Presse und Informationen, Geschäftsstelle des BDA-Landesverbandes Bayern, Türkenstraße 34, 80333 München, Telefon 089-186061 bezogen werden.

Redaktion: Dipl.-Ing. Michael Gebhard, Dipl.-Päd. Monica Hoffmann, Prof. Dr.-Ing. Wilhelm Kücker, Dr.-Ing. Cornelius Tafel, Dipl.-Ing. Erwien Wachter

Autoren:

Dipl.-Ing. Gerd Feuser, München; Dipl.-Ing. Klaus Friedrich, München; Dr.-Ing. Roberto Gonzalo, München; Prof. Dr.-Ing. Christoph Hackelsberger, Neufraunhofen; Prof. Dipl.-Ing. Hans Peter Haid, Nürnberg

Verantwortlich für dieses Heft: Dipl.-Ing. Erwien Wachter

Die vom Autor vertretene Auffassung ist nicht unbedingt mit der des Herausgebers identisch.

Design: Sabine Seidl

Textredaktion und Layout: Monica Hoffmann

Druck: Ortmaier Druck GmbH, Frontenhausen

Einsendungen werden an den Arbeitskreis für Presse und Information erbeten als Word-Datei per E-Mail an sekretariat@bda-bayern.de, per Fax an 089-184148 oder per Post an den BDA Bayern, Türkenstraße 34, 80333 München.

**BUND DEUTSCHER ARCHITEKTEN
LANDESVERBAND BAYERN**